

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Deutsche Internierten-Zeitung

Bern, 1916

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 25. November 1918. Heft Nr. 103.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160

Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 103



Herausgegeben in Bern mit Genehmigung
des schweizerischen Armeearztes von der
Deutschen

Kriegsgefangenen-Fürsorge
Bern, 25. November 1918 / Preis 80 Rp.

**Zuschriften betr. Inserate und Bezug sind zu richten an die
Geschäftsstelle der Deutschen Internierten-Zeitung**
Bern, Optingenstraße 52 / Fernsprecher 5419 / Postscheckkonto Bern Nr. III, 2430

INHALT:

Über Kriegerheimstätten und Wohnungsfrage.
Das Bildungsideal des Ingenieurs.
Heimkultur und Heimatschutz.

Wissenschaft.

Schleiermacher.

Kunst.

Imaginäre Rede zur Eröffnung eines literarischen
Zirkels.
Das monumentale Wandbild.
Träume. (Gedicht.)
Das Geheimnis. Eine Betrachtung über Musik.

Aus Büchern und Schriften.

Aus den Büchern.

Von den Internierten.

In der Herbdämmerung auf dem Gurten.
(Gedicht.)
Namentliche Liste der am 3. 11. 18. aus Frank-
reich in der Schweiz eingetroffenen Internierten.
Lehrerfortbildungsanstalt Basel.

Schachcke.

Beilagen.

Mitteilungen Nr. 63 der Deutschen Gesandtschaft,
Abt. G. (Nur für Internierte.)

Nachdruck aus der „Deutschen Internierten-Zeitung“ gestattet, jedoch nur
mit Angabe der Quelle.

Der Bezugspreis der „Deutschen Internierten-Zeitung“

beträgt (zugunsten der Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge): Vierteljährlich (6 Hefte)
Fr. 4.50, einschließlich Postgebühren. — In Deutschland bei der Zentralstelle,
Kriegsbeschädigten-Fürsorge am Reservelazarett Ettlingen (Baden): Vierteljährlich
(6 Hefte) Mk. 4.50. Einzelpreis der Nummer Fr. 0.80 beziehungsweise Mk. 0.80.

Beitragshonorar (nur für Internierte) Fr. 5.— für die Druckseite

Anzeigenaufträge werden von der Geschäftsstelle der „Deutschen Internierten-
Zeitung“ in Bern, Optingenstraße 52, angenommen. Die Inseratenpreise sind folgende:

1 Seite	Fr. 60.—	Ermäßigungen hierzu werden gewährt: bei 6 Wiederholungen	5 %		
$\frac{1}{2}$ „	„ 32.—		„ 13	„	10 %
$\frac{1}{4}$ „	„ 18.—		„ 26	„	15 %
$\frac{1}{8}$ „	„ 10.—		„ 52	„	20 %
$\frac{1}{16}$ „	„ 6.—				

**Bezieher im eigenen Interesse sofort
Adressenveränderungen der Geschäftsstelle mitteilen!**

Hauptm. d. Res. Wehl, kgl. Reg.-Baumeister a. D., / ÜBER KRIEGERHEIMSTÄTTEN
UND WOHNUNGSFRAGE. / Schluß.

Auf Grund von einigen erstaunten Anfragen und Zuschriften über die von mir in Nr. 101 angegebenen billigen Bodenpreise in den Berliner Vororten bemerke ich, daß um Berlin gemäß amtlichen Auskünften aus den Gemeinden Wohnboden in guter Verkehrslage für M. 6—10 pro 1 qm baureifer Baustellen für den Bedarf vieler Jahrzehnte vorhanden war und ist. Ich rege augenblicklich statistische Veröffentlichungen hierüber an, zwecks Aufklärung in allen Volksschichten. Wer da glaubt, durchaus in einem angeblich „vornehmeren“ westlichen Vorort wohnen zu müssen, mag diese eigenartige Vorliebe auch mit höherem Bodenpreise bezahlen. Als bei Berlin eine neue gemeinnützige Kolonie für mäßig begüterte Beamte geschaffen werden sollte, stimmte die weitaus größte Mehrzahl der Interessenten bezeichnenderweise für einen westlichen Vorort. Das sind ungesunde Zustände und Auffassungen, die man in keiner anderen Großstadt so ausgeprägt wiederfindet, die aber das ungeheure Wachstum von Berlin W bewirkt haben. Dabei ist der Norden und Osten Berlins landschaftlich zum Teil sogar viel schöner, bei sonst gleich guten Verkehrsverhältnissen. Ebenso ungesund ist der Zustand, daß die Überzahl der in den Berliner Industrievororten beschäftigten Arbeiter in der Stadt wohnt, statt in den nach außen benachbarten Vorortwohnsiedelungen, wo vor dem Kriege oft ein wirtschaftlich bedenklich hoher Prozentsatz (5—12%) von Kleinwohnungen leerstand.

Aus eigener Erfahrung weiß ich auch, daß der so häufig behauptete „Landhunger“ des Städters keineswegs die Regel ist. In einem Berliner Vorort (20 Pfg.-Zone) von 7000 Einwohnern, ganz dicht neben großen Industriezentren, versuchte ich vergeblich für etwa 150 Morgen Ackerland, zum Teil an Wegen und Chausseen mit Wasserleitung belegen, für eine jährliche Anerkennungsgebühr von nur M. 3 pro Morgen Pächter zu finden. Trotzdem muß aber der ertraglose Vorortboden Großberlins, welcher infolge beschränkter Überbauung (höchstens $\frac{3}{10}$ mit drei Geschossen der Bauklasse D, oder bürgerliche Landhäuser) kaum jemals mehr als M. 8—9 pro qm der baureifen Baustellen erbringen kann, unter fiktiver Vorausbewertung als „spekulatives Bauland“ 3—7 pro Mille (also: i. D. $\frac{1}{2}\%$) des „gemeinen“ Wertes jährlich als Grundsteuer in bar entrichten. In ähnlicher Lage sind die zahllosen Betrogenen, welche statt einer vermeintlichen „Baustelle“ nur eine der bereits geschilderten „Parzellen“ erworben haben. Durch Zinsverlust und Steuerlasten kostet eine solche in 15 Jahren rund das doppelte, vielleicht ohne inzwischen für die Bebauung „anbaufähig“ geworden zu sein oder einigen landwirtschaftlichen Nutzen gebracht zu haben.

Der aus Mangel an Nachfrage und Interesse um Berlin bis 1915 brachliegende Boden hat im Kriege einen sehr bedeutenden Anteil des Nahrungsbedarfs der Großstadt getragen. Hoffentlich tragen die jetzt erwachten und in der Not erlernten landwirtschaftlichen Künste zur Aufrechterhaltung eines gesunden Landhungers bei. Die Möglichkeit seiner Befriedigung hat der Krieg voll erwiesen. Die Grundeigentümer wären froh, wenn sie künftighin wenigstens die Steuerlasten oder gar noch etwas darüber durch Verpachtung einbringen könnten. Sogar bäuerliche Gehölze in Stadtnähe mußten früher oft wegen Mangel an erschwinglichen Arbeitskräften, trotz guten Bodens, brach liegen bleiben.

Auch über den Anteil der Bodenpreise an der Mietpreisbildung herrschen viele Irrtümer. Wenn sich durch das eigene Verschulden der Stadtbewohner gewisse Luxusgeschäftsstraßen oder Büroviertel mit übertrieben hohen Baustellenwerten herausbilden, so ist dies für die reinen Kleinwohnungshäuser in den bürgerlichen Vierteln gleichgültig. In Berlin kosten hier die baureifen Baustellen höchstens M. 60—100 pro qm. Ihr Wert beansprucht dann nur $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ der Baukosten (bei Friedenslöhnen). Dieses Verhältnis soll für kleine Eigenheime tunlichst auf $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{10}$ der Baukosten sinken. Dementsprechend entfällt also selbst in städtischen Kleinwohnungsquartieren mit ziemlich hohen Baustellenpreisen nur $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ der Miete auf die „Bauplatz“rente. Diese zerfällt wieder in die

einzelnen Anteile, welche Straßenlandopfer, Regelungskosten, Grund-, Umsatz- und Wertszuwachssteuer, Zinsverlust, Gewinne und schließlich das Rohland als preisbildende Faktoren für sich beanspruchen. In vielen älteren Wohnvierteln deutscher Großstädte vollziehen sich bereits Bodenentwertungen. Die Theorie der „ständig steigenden Grundrente“ hat eben ihre Grenzen und versagt hier. Wenn tendenziös behauptet wird, jeder Berliner zahle die Hälfte seiner Miete als „Boden“rente, so ist dies falsch. Gemeint ist zunächst die „Bauplatz“rente. Selbst einschließlich der Geschäfts- und Büroviertel und der Luxuswohngegenden dürfte dieser Satz dann noch beträchtlich zu hoch gegriffen sein. Kleinwohnungshäuser müssen eben bei objektiver Statistik getrennt für sich behandelt werden; denn mit diesen bieten sich der Bodenspekulation ganz bestimmte, ziemlich niedrig gezogene Grenzen etwaiger künstlicher Preistreibungsversuche.

Jeder Mieter sollte eigentlich wissen, daß bereits vor dem Kriege ein Wohnhaus mit Ofenheizung mindestens 6–7%, mit Zentralheizung 7–8% als durchschnittliche Bruttomiete abwerfen mußte, wenn der Eigentümer eine bescheidene Tilgungsquote zum Ausgleich für die fortschreitende bauliche Entwertung erübrigen wollte. Die Steigerung der Zins- und Steuerlasten erschwerte aber nun seit langem mehr und mehr jedwede Tilgungsmöglichkeit. Diejenigen Hausgrundstücke, deren Baustellenwerte alsdann nicht stiegen, mußten also ihren Eigentümern Verluste erbringen, wenn die Mieten nicht steigerungsfähig waren. Dies war bei dem Überangebot neuer Wohnungen nicht möglich und zahllose Zusammenbrüche durchaus solider und ehrenwerter alteingesessener Eigentümer waren die Folge. Diese Verhältnisse spitzten sich in manchen Städten zu einer „Furcht vor dem Hausbesitz“ zu, zumal wenn die Erlangung von Hypotheken immer schwieriger und teurer wurde. Die „Kultur“ der Mieter und ihre Wohnungspflege sank leider mit der Zunahme des häufigen Wohnungswechsels mehr und mehr. Die häufige Neuherichtung der beschädigten Wohnungen verteuerte die Unterhaltung des Hauses und war durchaus nicht immer durch Mietsteigerung auszugleichen und abzuwälzen.

Es gilt für die meisten deutschen Großstädte, daß die Mieten und vor allem die Kleinwohnungsmieten keineswegs im gleichen Tempo wie die Baulöhne und Baukosten, die bessere Ausstattung der Wohnungen, die Ansprüche der Mieter und deren Einkommen, sowie die Kosten aller sonstigen Lebensbedürfnisse gestiegen sind. Wenn erst der Krieg durch Wohnungsmangel mancherorts eine erheblichere Mietteuerung brachte, so ist sie noch selten den Hauseigentümern zugute gekommen, sondern durch Hypotheken- und Koksteuerung, sowie früherer Mietausfälle (1914–16) meist noch ein Verlust übrig geblieben. Gemeinnützige Baugenossenschaften bekamen ihre Hypotheken aus öffentlichen Mitteln in der Regel nicht nur provisionsfrei, sondern zu $\frac{3}{4}$ –1% billigerem Zinsfuß als der Privatmann. Diese scheinbar geringfügige Bevorzugung ist jedoch der Lebensnerv der Genossenschaften. Eine Steigerung des Hypothekenzinsfußes um nur $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{2}$ %, dazu alle 10 Jahre 1–2% Abschlußprovision (bei zweiten Hypotheken alle 5 Jahre 3% und mehr) ist von bedeutendem Einfluß auf die Wirtschaftlichkeit eines Privathauses und bedeutet entweder erhebliche Mietsteigerungen oder Verluste für die Eigentümer. Die städtische Grundwertsteuer wird unabhängig von Fehlerträgen erhoben. Ein nur zweimaliger Handwechsel mit 2×4 oder $5\% = 8$ – 10% Verteuerung durch Unkosten muß jedes normale Großstadtwohnhaus unwirtschaftlich machen. Selbstverständlich hat es auch Hauseigentümer gegeben, die bei genügender Nachfrage kinderreiche Familien nicht aufnahmen oder ihnen kündigten, sowie Mietsteigerungen versuchten, die wirtschaftlich unbegründet waren. Die immerhin nur selten mögliche unsoziale Ausnutzung solcher Ausnahmefälle und Notlagen darf aber nicht verallgemeinert werden. Hätte es sonst eine Furcht vor dem Hausbesitz geben können? Die Auswüchse eines bedenklichen großstädtischen Bauunternehmer- und Spekulantentums bilden ein besonderes Kapitel. Diesen Leuten ist durch den Krieg und gesetzliche Maßnahmen das Handwerk hoffentlich für immer gelegt worden.

Die daheim und an der Front betriebene Kunst des Spatens, die gewiß noch lange begehrenswert bleibende „Selbstversorgung“, ferner Mietteuerung und Wohnungsknappheit werden die Sehnsucht nach einer dauerhafteren Niederlassung in Vorort oder Kleinstadt, sei es im Bürgerhaus, Zweifamilienhaus oder Eigenheim, jedenfalls aber mit Garten, hoffentlich erstarken lassen und die bisherige Landflucht wenigstens zum Teil in eine Stadtfucht verwandeln. Ganze Quadratkilometer vor den Toren der deutschen Großstädte sind unnötig einer zgedrängten Bauweise ($\frac{4}{10}$ und mehr, mit 4 und 5 Geschossen) seitens der Behörden (nicht der Eigentümer) zugewiesen worden. Wo es noch ohne Verlust der Eigentümer angängig ist, sollte man eine „Herabzonung“ auf höchstens 3. Geschosse und $\frac{3}{10}$ Überbauung anstreben und bei Bedarf eigentliche Kleinsiedelungen und „Gartenstädte“ fördern. Die Gemeinden täten gut daran, diese „Herabzonung“ durch steuerliche Erleichterungen auch da zu ermöglichen, wo sie Verluste der Grundeigentümer hervorruft, da ja die Gemeinden aus der bisherigen Besteuerung höheren, nunmehr unberechtigt gewordenen Nutzen hatten infolge der früheren höheren Bewertung des Geländes. Ferner sollte jede Gemeinde zur Hebung des Zuzuges und zu Aufklärungszwecken veröffentlichen, wieviel Bauland, und zu welchen Preisen und Zahlungsbedingungen, bei ihr vorrätig ist. Wenn z. B. eine Baustelle von 150–200 qm etwa M. 1000–2000 kostet, der Käufer nur M. 500 anzahlt, und der Verkäufer bei hinreichender

Sicherheit des Käufers oder Garantie der Gemeinde mit M. 500—1500 Restkaufgeld einer späteren I. Hypothek auf den fertigen Bau den Vorrang einräumt, natürlich unter Tilgungsverpflichtung, so ist damit die schwierige Frage der Beschaffung zweitstelliger Hypothek gelöst. Wer nicht mindestens 25% des Wertes eines bezugfertigen Eigenheims oder Bürgerhauses als „Guthaben“ besitzt, sollte sich nur mit äußerster Vorsicht, besser überhaupt nicht, auf einen Kauf einlassen und sich sonst mit Unterkunft als Mieter oder Genosse einer gemeinnützigen Vereinigung zu bescheiden suchen. Kleine Eigenheime kosteten (bei Friedenslöhnen) M. 4500—8000, mit Baustelle also M. 5500—10000. Als solides Guthaben genügen also M. 1500—2000. Die Sicherheit der I. Hypothek ($\frac{6}{10}$ —3500 bis 6000 M.), wie überhaupt des ganzen Hausbesitzes für die Familie ist zweckmäßig durch Lebensversicherungsabschluß zu gewährleisten. Der Mietaufwand muß unter Einbeziehung einer angemessenen Tilgungsquote des Bauwertes unter normalen Verhältnissen (vor dem Kriege) auf mindestens 7% angesetzt werden. Nur bei Vorzugshypothenken ist mit weniger auszukommen.

Die Hauptschwierigkeit ist aber die Lohnfrage. Vermutlich werden die Baukosten schon infolge der eingetretenen Geldentwertung noch lange, vielleicht dauernd um 50% höher bleiben als vor dem Kriege. Alle Versuche, durch Typenbau nach einheitlicher Schablone, baupolizeiliche Erleichterungen und Materialersparnis eine Verbilligung der Baukosten zu erzielen, spielen der Lohnsteigerung gegenüber keine wesentliche Rolle. Sind doch 70—80% der Baukosten lediglich Löhne, von denen etwa die Hälfte auf der Baustelle gezahlt wird. Die Lohnverschiedenheit war vor dem Kriege (vgl. Deutscher Baukalender 1914) so groß, daß das gleiche Haus in Orten unter 30000 Einwohnern kaum mehr als die Hälfte der großstädtischen Baukosten erforderte. Hier ist der Hauptgrund dafür zu suchen, daß die Großstadtmieten dementsprechend am teuersten sein müssen. Die höheren Baustellenpreise sind nur von unerheblichem Einfluß gegenüber dem Lohnunterschied. Wenn es gelänge, den in der Regel mit häufigen Unterbrechungen arbeitenden Bauhandwerkern durch bessere Organisation des Arbeitsmarktes eine dauernde Beschäftigung, z. B. einen gewissen monatlichen Mindestlohn fest zu gewährleisten, so würde dies ganz erheblich zur Herabsetzung der Baukosten beitragen. Der Bau von einzelnen Kleinwohnungshäusern ist selbstverständlich ausgeschlossen. Nur Massenherstellung der als gut erkannten Typenmodelle wird zukünftig in Frage kommen. Normalien für Fenster, Glasgrößen, Türen, Dielen, Dachsparren, größere Ziegelformate und den gesamten Innenausbau sind notwendig, ohne daß etwa der architektonische Wert des Bauwerks darunter leiden darf. Im Gegenteil wird der Fortfall überflüssiger Zierformen, statt dessen gute Farbgebung, hübsche Berankung und ein gemütlicher Garten einen würdigeren Eindruck machen als die früher beliebte Vorspiegelung einer „Villa“ in Taschenformat. Das Verständnis für die schlichte Zweckmäßigkeit des städtischen und ländlichen Kleinhauses vor hundert Jahren hat wieder Wurzel gefaßt. Mithilfe der Familie beim Bau war damals sehr häufig. Heute würde es eine erhebliche Herabsetzung der Baukosten bedeuten können.

Neben all diesen Bestrebungen zu Gunsten ländlicher Heimstätten werden aber die Städte nicht müßig bleiben. In den neuen Vierteln duldet man schon lange nur noch so flache Baustellen, daß sich Quergebäude und Seitenflügel sogar bei $\frac{7}{10}$ und $\frac{6}{10}$ Überbauung der Baustellen von selbst verbieten. Oder man führt „rückwärtige“ Baufluchtlinien ein und schafft dadurch große Innenhöfe und Gärten in den Baublöcken. Alte tiefe Baublöcke werden durch neue Straßendurchbrüche in flachere Blöcke aufgeteilt („saniert“). Gegen ein 4- und 5geschossiges Reihenhaus in sogenannter „Randbebauung“ der Baublöcke ist bei $\frac{5}{10}$, ja selbst $\frac{7}{10}$ Überbauung der Baustellen keinerlei Einwand zu erheben, so daß der Mietwohner alsdann in jeder Beziehung zufrieden gestellt sein wird. Großstädte mit ausschließlich weiträumiger Besiedelung, z. B. $\frac{3}{10}$ und drei Geschossen mögen vielleicht in ferner Zukunft wirtschaftlich denkbar sein. Man bedenke aber, welches Straßenrohr- und Verkehrsnetz und ein wie großer Steuermehraufwand nötig wäre, wenn eine Großstadt plötzlich derart umgewandelt oder neu angelegt werden sollte. Als erstrebenswertes Ziel mag größtmögliche Weiträumigkeit durchaus anerkannt werden.

Wer heute bauen will, findet jedenfalls allerwärts uneigennützig amtlliche Beratung, der er sich rückhaltlos anvertrauen kann. Das deutsche Wohnungswesen kann erst wieder lebenskräftig werden, wenn alle die Fehler beseitigt sind, welche die Privatinteressenten von Eigentum, Erwerb und Beleiung so lange abschreckten. Bei genügender Nachfrage ist die Förderung gemeinnützigen Wohnungsbaues überall als gesichert zu betrachten, ohne daß man etwa hoffen kann, auf diese Weise einen wirtschaftlich bedeutsamen Bruchteil des Wohnungsbedürfnisses zu befriedigen. Die Mietung und Pflege mittlerer und größerer Wohnungen wird immer mehr durch Dienstbotennot begrenzt werden, wie es u. a. in amerikanischen Städten schon längst eingetreten ist. Eheschließungen, Familienleben, Kinderpflege und Kinderzahl müssen darunter leiden. Ein Landhaus von fünf bis sechs Zimmern nebst Garten ist mit einem Dienstboten nicht mehr in Ordnung zu halten, wohl aber eine Geschoßwohnung gleicher Größe. Die Bedienungsfrage wird möglicherweise die dienstbotenlose Kleinwohnung im Vorort am begehrtesten machen, während der wohlhabendere Mittelstand entweder seine Landhausansprüche auf ein Kleinhaus herabsetzen oder darauf verzichten und in die Stadt ziehen muß. Die Zukunft wird hier teils erfreuliche, teils unerquickliche Wechsel-

wirkungen bringen. Wir haben schon in so vieler Beziehung umlernen müssen, warum nicht auch in der Wohnungsfrage? Die soziale Umschichtung wird vor ihr nicht Halt machen. Wir müssen uns nur vor den trügerischen Luftschlössern hüten, wie sie von unverantwortlicher Seite bis in die Schützengräben hinein geschildert wurden und bereits zu ministeriellen Warnungen im Parlament Anlaß gaben. Das deutsche Volk wird seinen heimkehrenden Kriegern gewiß alles gute antun wollen, wie es Pflicht und Recht ist. Nichterfüllte Hoffnungen und Versprechen müssen peinliche Enttäuschungen bringen. Die Tagespresse ist ja leider für weite Volksschichten das einzige Bildungsmittel. Sie muß es sich daher angelegen sein lassen, neben bestechenden, auch gut gemeinten und geschickt vorgebrachten Theorien auch hin und wieder nüchternen Darlegungen praktisch erfahrener Wirtschaftstechniker Raum zu gewähren. Mit der bisherigen Vogelstraußpolitik im Boden- und Wohnungswesen kommt man nicht weiter. Die Fortschritte stehen bisher im umgekehrten Verhältnis zur verschwendeten Druckerschwärze und Arbeit. Kriegerheimstätten und die gesamte Wohnungsfrage können und sollen der Schlußstein des stolzen Gebäudes der deutschen Sozialfürsorge werden. Im Rahmen des Erreichbaren muß jeder Wohlmeinende dazu beizutragen suchen.

In Berlin ruft man mit unverkennbar tendenziöser Absicht nach der Bereitstellung von fiskalischem Land zu Siedelungszwecken, bevor auch nur ein kleiner Bruchteil des sofort verfügbaren billigen Landes in Privathand, das schon viele Millionen Mark an Steuern aufbringen mußte, Aussicht hat, besiedelt zu werden. Die „Überschätzung des Baulandbedarfs“ wird neuerdings sogar hin und wieder von bodenreformerischer Seite zugegeben. Wenn nun fiskalisches Land für etwa nur M. 0.50 pro qm hergegeben wird, aber erst durch neue Verkehrsmittel erschlossen werden muß, so sind die Baustellen schließlich auch nicht billiger zu liefern, als das vorhandene baureife private Baustellenland, nämlich für weniger als M. 6—10 pro qm. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die neuen Verkehrsmittel weder in öffentlicher noch in privater Hand die gleiche Wirtschaftlichkeit erreichen können, wie die organisch aus dem wirklichen Verkehrsbedürfnis (einschließlich Güterverkehr) heraus entstandenen Linien. Am wenigsten können sie mit dem Ertrag aus dem Kleinsiedelungsverkehr allein, d. h. überwiegend mit billigen Arbeiterwochen- und Monatskarten wirtschaftlich gemacht werden. Schlägt man aber die Fehlerträge noch auf den Bodenwert, so überschreitet dieser mit Sicherheit vollends die oben genannten Grenzen. Mir ist noch kein praktisches Beispiel für einen Gegenbeweis bekannt. Meine Ansicht stützt sich auf diejenigen bedeutender Verkehrstechniker. Hat sich der erste Versuch wider Erwarten bewährt, will ich mich gern zu anderer Meinung bekehren. Ich bin nicht unfehlbar.

Wenn sich eine Gemeinde große Baulandflächen sichert oder bereits besitzt, so entgeht ihr natürlich der sonst aus demselben erhobene beträchtliche Steuerertrag. Ebenso muß der Zinsverlust aufgeschlagen werden. Verkauft die Gemeinde trotzdem zum Einkaufspreis, tut sie dies zu Lasten der Allgemeinheit und anderer Steuerquellen.

Schließlich noch ein Wort über Bodenwertsteigerungen. Unverdienter Wertzuwachs der sogenannten Millionenbauern und von Spekulanten ist unbestreitbar vorhanden gewesen, aber in seinem Umfange weit überschätzt worden. Mit der Ausdehnung der Großstädte verringern sich solche, nur im engeren Stadtring vorhandenen Möglichkeiten. Vor 30, 40 Jahren hätte eine Wertzuwachssteuer reichen Ertrag gebracht. Aber jetzt erbrachte sie in allen deutschen Städten unter 25 000 Einwohnern, 1913 sogar in Berlin, nicht einmal den Ertrag der Hundesteuer. Als Reichssteuer ist sie nach kurzem Bestand wieder aufgehoben worden. Nur in wenigen Städten bringt sie noch nach Abzug aller Unkosten nennenswerte Erträge. Schon 1915 haben sie daher mehrere hundert deutsche Gemeinden gänzlich beseitigt. Möge dieser Fehlschlag bodenreformerischen Hoffnungen kein schlechtes Vorzeichen sein für die Verwirklichung der von ihnen ebenfalls betriebenen Kriegerheimstättenfrage, die gewiß im ganzen Lande nur Anhänger und kaum Gegner hat.

Was ich mit besonderer Bezugnahme auf die mir aus eigener Praxis seit frühester Jugend bekannten und vertrauten Verhältnisse Großberlins gesagt habe, gilt sinngemäß, vielleicht manchmal in weniger schroffer Erscheinungsform, auch für die meisten anderen deutschen Großstädte. Mangel an Bauland oder an hinreichend billigem Bauland oder ein Boden „monopol“ ist bisher nur in so seltenen Fällen ein Hinderungsgrund des Kleinwohnungsbaus in Stadt und Land gewesen, daß es an der Zeit wäre, über diese Behauptungen endlich amtliches, d. h. objektives Material der Öffentlichkeit zu übergeben. Mit tendenziöser Statistik und aufgebauschten und verallgemeinerten Ausnahmebeispielen nützt man der Wohnungsreform in keiner Weise. Wo es geht und gilt, soll man mit neuen brauchbaren Ideen die bessernde Hand anlegen. Denn weder bisher noch in Zukunft wird ein Zustand der absoluten Vollkommenheit des Wohnungswesens jemals erreicht werden. Das Bessere ist der Feind des Guten. Entwicklung und Fortschritt werden unerbittlich immer neue Aufgaben stellen. Von allen Theorien wird aber stets nur das praktisch Brauchbare und wirtschaftlich Durchführbare zur Tat werden.

Jeder Staat muß wünschen, daß seine Bürger den Anforderungen, die an sie gestellt werden, gewachsen seien, und wird die Befriedigung dieses Wunsches am sichersten dadurch herbeiführen, daß es sich solche Bürger selber erzieht. Andererseits hat aber auch jeder einzelne das Bestreben, das leisten zu können, was von ihm verlangt wird, er hat den Wunsch so gebildet, so ausgebildet zu werden, daß er später seine Aufgaben erledigen, seinen Pflichten genügen kann. Wir können sogar so weit gehen, schlechtweg den als einen „Gebildeten“ zu bezeichnen, der die an ihn herantretenden Aufgaben zu lösen weiß.

Von dem herkömmlichen Begriff der Bildung unterscheidet sich der hier angegebene allerdings erheblich. Die Aufgaben des Lebens sind nämlich nicht so beschaffen, daß man von „Lösen“ oder „Nichtlösen“ in krasser Bedeutung reden könnte, sondern es wird sich immer nur darum handeln, ob man mehr oder weniger gut mit der Sache fertig geworden ist. Zwei aus möglichst weit auseinanderliegenden Gebieten entnommene Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Wenn etwa ein Handwerker ein ebenso wertvolles Produkt liefert wie ein anderer, aber längere Zeit dazu braucht, so muß er sich sagen, daß er immer noch lernen muß. Trotz des ausdrücklich vorausgesetzten gleichen Wertes der Produkte ergeben sich Unterschiede im Range der Produzenten, denn kurze Lieferfrist ist vom Standpunkte der Volkswirtschaft selbstverständlich ein Vorzug. Nehmen wir als anderes Beispiel ein Kunstwerk, etwa ein Gemälde, so wird man sich freilich scheuen die Lieferzeit als wesentlich hinzustellen; aber hier können wir uns wieder darauf berufen, daß der Künstler selbst, vielleicht gleich nach der Vollendung, sicher nach einigen Jahren nicht mehr mit seinem Werk zufrieden ist. Was aus diesen Beispielen, zu denen sich aus allen Gebieten noch andere hinzufügen ließen, hervorgeht, ist die Auffassung der Bildung als Ideal, als Zustand der ewig anzustreben, und von keinem jemals erreicht wird. Es gibt nur ein mehr oder weniger gebildet, kein „ungebildet“ als Gegenteil zu „gebildet“.

Da die Aufgaben und Pflichten aller Berufe von einander verschieden sind, so gibt es auch ebenso viele Arten der Bildung wie Berufe. Hingegen würde eine „allgemeine Bildung“ ein gleichzeitiges Streben nach sämtlichen Berufsidealen verlangen und deswegen von jedem einzelnen Ideal bei der Beschränktheit aller menschlichen Kräfte und Fähigkeiten nur um so weiter entfernt bleiben. Es wäre sehr erfreulich, wenn mit einer üblen Gewohnheit unserer Gesellschaft gründlich aufgeräumt würde: es gilt nämlich leider für ein Zeichen von Bildung, auf vielen Gebieten mitreden zu können, während es besser wäre, sich als Arbeiter auf nur einem Gebiet zu bekennen und auf allen andern ohne falsche Scham die Belehrungsbedürftigkeit einzugestehen. Dem Einwand, daß hiermit der Fachmensch als wünschenswerter Typus hingestellt werde, soll später ausführlich entgegen getreten werden, er wird sich als unbegründet erweisen, sobald man schärfer ins Auge faßt, welches denn eigentlich die Eigenschaften sind, die uns den „Fachmenschen“ unsympathisch machen.

Die erste den Idealingenieur betreffende Frage lautet: soll er eingehende Kenntnisse besitzen? Die Antwort muß lauten: ein bestimmter Stand an Kenntnissen kann nicht festgelegt werden, eine Vervollkommnung bleibt immer erwünscht. Es ist nicht richtig, einen Zustand kennzeichnen zu wollen, der erreicht sein muß, sondern es darf nur die Richtung angegeben werden, und diese Richtung geht auf dauernde Vertiefung der Kenntnisse.

Sehr viele menschliche Einrichtungen werden besser verstanden und gerechter beurteilt, wenn man ihre Geschichte kennt. Sollte dies auch für die Technik zutreffen, obwohl sie einen so unhistorischen Eindruck macht und obwohl die meisten und auch die großen Ingenieure sich recht wenig um Geschichte zu kümmern pflegen? Zuerst entsteht also für den Ingenieur die Frage, warum und inwiefern denn die Technik diesen unhistorischen Zug hat. „Die Ingenieure haben bislang Geschichte gemacht, jetzt erst fangen sie an, auch Geschichte zu schreiben.“ Warum denn haben sie nicht geschrieben, wenn nicht aus dem Grunde, daß sie keine Geschichtsschreibernaturen waren? Und ich wage die Behauptung, daß die geschichtsschreibenden Ingenieure auch in Zukunft zu den Seltenheiten gehören werden, in gleicher Weise und aus demselben Grunde, wie Künstler und Kunsthistoriker sich selten in einer Person vereinigt finden. Der Künstler, der Organisator, der Ingenieur leben in der Zukunft, der Historiker, der Wissenschaftler in der Vergangenheit; die ersteren wollen gestalten, die letzteren erkennen. Am allerschärfsten tritt der Standpunkt des Ingenieurs hervor, wenn es scheint, als ob er sich mit Geschichte beschäftigte; dann sucht er nämlich entweder Vorbilder für künftige Bauten oder er will wissen, welche Erfahrungen man mit irgend einer Anordnung gemacht hat, die er verwenden möchte. Man kann den Ingenieuren weder einen Vorwurf aus dieser unhistorischen Denkweise machen, noch eine lobenswerte Eigenschaft darin finden, wohl aber scheint sie mir ein sehr verbreitetes Kennzeichen zu sein. Vielleicht ist es eine für Eltern und Erzieher wertvolle Mahnung, in einem der Geschichte zuneigenden Knaben nie einen zukünftigen Ingenieur zu sehen, auch wenn er zu Hause mit etlichem Geschick zu „basteln“ pflegt.

Nachdem der Wissenschaftler und der Ingenieur vorhin als zu zwei verschiedenen Welten gehörig hingestellt sind, wird sich sogleich die Frage erheben, wie allgemein die Stellung des

Ingenieurs zur Wissenschaft aufzufassen ist, da er doch zweifellos eine nicht geringe Menge von Wissen besitzen muß. Freilich braucht der Ingenieur eine Menge Wissen, aber er braucht nicht die systematische Verknüpfung dieses Wissens, er braucht nicht die Wissenschaft. Ihm ist — um ein bestimmtes Beispiel zu nehmen — nicht damit gedient, daß er eine Eigenschaft von Luft- und Wasserschiffen nach derselben Formel berechnen kann, in die nur einmal die Dichte der Luft, das andere Mal die des Wassers eingesetzt wird. Eine solche Zusammenfassung unter ein einziges Gesetz fördert die Einheitlichkeit unserer Weltauffassung, sie ist ein Fortschritt der Wissenschaft, aber dem Ingenieur ist sie völlig gleichgültig, ja lästig, da er sich nun vor Verwechslungen hüten muß. Die Grenzen der Übereinstimmung des Verhaltens zu erkennen und zu berücksichtigen, ist ihm eine unangenehme Nebenaufgabe, er ist völlig dadurch befriedigt, daß er für jede Aufgabe eine Lösung kennt, der innere Zusammenhang dieser Lösungen ist ihm unwesentlich. So klar diese Sachlage ist, so schwer wird es vielen Ingenieuren, sie zuzugeben. Die allgemeine und auch berechnete Hochachtung vor der Wissenschaft hat nämlich das Vorurteil im Gefolge, eine nicht wissenschaftliche Geistestätigkeit sei minderwertig. Daß dieses Vorurteil von unsern Feinden nach Kräften gefördert und gegen uns ausgebeutet wird, darf nicht hindern, sich über den wahren Sachverhalt klar auszusprechen, selbstverständlich unter kräftigster Betonung des Wertes der Ingenieurarbeit. — Wer das Einmaleins lehrt, fördert die Wissenschaft, wer ein Flugzeug baut, arbeitet nicht wissenschaftlich, denn über dies Gebiet besitzen wir zur Zeit noch keine ausreichende Theorie, sondern nur Einzelerfahrungen. — Dieses Beispiel des Flugzeugbaues leitet zu einem neuen Gedanken über, zu der Frage nach Wechselwirkungen zwischen Technik und Wissenschaft. Zweifellos sind die ungeklärten Vorgänge am Flugzeug eine neue Aufgabe für die Wissenschaft, deren Lösung vielleicht bald gelingen wird. Die erfolgte Lösung wird dann dem Erbauer eine Konstruktionsregel liefern, die er gern benutzt, wohlbemerkt, nachdem sie sich praktisch bewährt und ohne daran zu denken, ob und wie sie in Beziehung zu andern Regeln der Mechanik steht. Es ist nicht das Ziel des Ingenieurs, reine Erkenntnis zu gewinnen. Wenn ein Studierender solchen Erkenntnisdrang hat, so wird ihm dadurch das Verständnis der Mathematik und der Mechanik erleichtert, ein besserer Ingenieur wird er darum nicht.

Parallel zu diesem Versuch, die Stellung der Technik gegenüber der Wissenschaft zu zeigen, muß die Untersuchung gehen, wie sich Technik und Ethik zu einander verhalten. In welchen Punkten kann sich denn überhaupt die Ethik des Ingenieurs von der eines andern Menschen unterscheiden? Man wirft dem industriellen Zeitalter vor, daß es die soziale Frage geschaffen habe; da drängt sich auch dem einzelnen Ingenieur die Frage auf, ob er durch seine Arbeit zur Vergrößerung sozialer Mißstände beiträgt.

Eine Gesellschaft von gleich wohlhabenden und gleich gestellten Menschen befindet sich — mit einem Ausdruck der Mechanik — im labilen Gleichgewicht. Wenn eine kleine Störung stattgefunden hat, durch einen ganz beliebigen Zufall der eine etwas reicher geworden ist als der andere, so kehrt das Gleichgewicht nicht zurück, sondern der Abstand vergrößert sich immer mehr. Sogar das Maß dieses Vergrößerungsbestrebens ist bekannt: der Zinsfuß. Denken wir uns zwei Handwerker in einfachen Verhältnissen, von denen der eine ein ganz kleines Kapital besitzt, der andere nicht, an sonstigen Eigenschaften seien sie gleich. Dann kann sich der Besitzer des Kapitals eine Arbeitsvorrichtung anschaffen, sei es eine Drehbank, oder nur ein besseres Werkzeug, mit dessen Hilfe er von nun an billiger oder besser liefert. Der andere unterliegt rettungslos. Wollte er sich etwa dadurch helfen, daß er sich das Geld zu den gleichen Anschaffungen leiht, so muß er es verstehen, nicht nur eben so viel wie der erste zu verdienen, sondern auch die Zinsen herauszuwirtschaften. Sind die Unterschiede einmal groß geworden und das Wirtschaftsleben so unentwirrbar wie das heutige, so ist es ja bekannt, daß aus allen wirtschaftlichen Krisen die großen Unternehmungen gestärkt hervorgehen, während die kleinen zerstört werden. Aber der Erbauer der Drehbank oder des Werkzeugs ist nicht die Ursache des geschilderten Verhaltens, sondern nur eine Bedingung, und noch nicht einmal eine notwendige. Auch das nicht von der Technik unterstützte Kapital ist wirtschaftlich stärker und zeigt die Neigung, sich immer weiter zu vergrößern. Dies liegt daran, daß ein größerer Betrieb sich billiger einrichten läßt, daß ein gewisser Vorrat angelegt werden kann, daß in schlechten Zeiten auf Lager gearbeitet werden kann mit der sicheren Aussicht, das Lager in einer kommenden Zeit großer Nachfrage mit Nutzen ausverkaufen zu können. Das, was wir Kapitalismus nennen, wäre auch ohne die Technik entstanden, nur unter anderen Begleitumständen.

Unsere heutigen Kriegsmittel sind von der Technik geschaffen, es ist aber nicht Schuld der Technik, daß sie angewendet werden. Wenn wir so die Technik von der Schuld an sozialem und Kriegselend freisprechen, so dürfen wir sie andererseits auch nicht rühmen, als habe sie Kulturfortschritte geschaffen; auch hier war sie nur das Mittel und war dem Guten und dem Schlechten in gleicher Weise dienstbar. Die Rotationsschnellpresse druckt Bibeln und Schundromane.

Die Ansprüche, die wir sonst an den Charakter des Ingenieurs stellen, sind die gleichen, die wir überhaupt stellen und bedürfen daher keiner besonderen Besprechung. Nur auf eine Frage, die vorhin angeschnitten wurde, soll an dieser Stelle eingegangen werden, auf die Frage nach dem

„Fachmensch“. Wenn ein typischer Fachmensch beschrieben wird, so ist es ein Mann mit engem Gesichtskreis, der aber über alles urteilt, was ihm begegnet, der ein großes Selbstbewußtsein entwickelt, der das, was in seinem kleinen Gebiet wirklich gilt, ohne Scheu verallgemeinert und so zu schiefen und unklaren Ansichten kommt, die er dann anderen aufdrängt. Wenn wir genauer prüfen, was wir ihm eigentlich zum Vorwurf machen, so ist es Unbescheidenheit und Anmaßung, also Fehler des Charakters, nicht der Intelligenz. Bei gleicher Einseitigkeit, aber Bescheidenheit im Urteil, würden wir nur noch gegen ihn sagen können, daß er kein geistreicher Gesellschafter sei, und das ist doch kein schwerer Mangel, wenn es wie hier, auf die Brauchbarkeit als Staatsbürger abgesehen ist. Vielleicht ist er sogar ein Mensch von großer Gewissenhaftigkeit und Treue im Beruf, ein unbedingt zuverlässiger Beobachter; dann müssen wir nicht nur seinen Charakter rückhaltlos anerkennen, sondern auch zugeben, daß fleißige und genaue Arbeit auch die Steine herbeiträgt, aus denen ein größerer Geist ein umfangreiches Gebäude entstehen läßt.

Einen gewissen Einfluß der Technik auf die Gemüter könnte es aber noch geben, den wir, das heutige Geschlecht, nicht so empfinden, weil wir bei so vielen Neuerungen noch die Entstehung miterlebt haben. Wie aber wird einem Kind zu Mute sein, das die drahtlose Telegraphie und die Flugschiffahrt als fertige und übliche Einrichtungen vorfindet? Wird es nicht noch stärker als die heutigen Menschen zur Verehrung des Götzen „Energie“ neigen, dem so gewaltige Altäre errichtet wurden? Sicher ist wohl, daß unsere Kinder einen ganz anderen Weg zu gehen haben, um zu dem „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“ zu gelangen, in dem nach Schleiermacher die Religion wurzelt. Die Verehrung von Quellen und Bäumen, Blitz und Donner ist eine grundverschiedene aber keine leichter zu durchschreitende Vorstufe gewesen als die Anbetung der gewaltigen und geheimnisvollen Maschinen und des Menschengestes, der sie ersann. So muß heute ein reiner, edler Gottesbegriff von anderen Schlacken gereinigt werden als früher. Da es aber Aufgabe der Ethik allein ist, ihn zu entwickeln, so ist er schließlich auch unabhängig von allem, was Mythologie oder Technik ihm beizumengen versuchen sollten.

Der Ingenieur — encignierus, wörtlich Erzeuger — teilt die durch seinen Namen verkündete Eigenschaft mit dem Künstler. Beide schaffen, und es liegt eine große Übereinstimmung darin, daß sie schaffen, wenn auch die Ergebnisse des Schaffens verschieden sind. Beide müssen die Fähigkeit haben, solche Gedanken zu besitzen, die nicht auf dem Wege der Logik gefunden werden, sie müssen Fantasie haben. Diese Fantasie ist unentbehrlich bei dem genialen Entwurf einer Sinfonie und beim Abschätzen eines Gewichts, das sich nicht rechnen läßt, bei der Aufstellung eines neuen Systems für eine Riesenbrücke und bei der Ausfüllung eines leer gebliebenen Zwickels mit einer Blumenranke. Eine wesentliche Eigenschaft der Fantasie ist es, daß sie so gut wie gar nicht erlernbar ist, daß sie daher bei dem studierten und sogar bei einem in mancher Hinsicht begabten Diplom-Ingenieur fehlen und bei einem viel schlechter vorgebildeten Zeichner reichlich vorhanden sein kann. Durch Verallgemeinerung solcher Fälle hat sogar ein Vorurteil gegen den Diplom-Ingenieur entstehen können, das schon deshalb unberechtigt ist, weil der Prozentsatz an Fantasiebegabten unter den Diplom-Ingenieuren auch nicht geringer ist als unter andern, während die sonstige Ausbildung doch zum allermindesten ein wertvoller Zusatz ist. Die Tatsache, daß eine ihrer wichtigsten Eigenschaften nicht gelernt werden kann und unabhängig ist von Herkunft, Bildungsgang und Charakter, verleiht der Stellung der Ingenieure und der Künstler in der Gesellschaft etwas ähnliches. Einer Bewunderung des Erfolges steht ein großes Mißtrauen gegenüber, daß weniger den Leistungen als der gesellschaftlichen Berechtigung noch nicht Bekannter entgegen gebracht wird. Eine günstige Wendung und gründliche Beseitigung dieses Vorurteils wird dadurch erschwert, daß einerseits akademisch gebildete Künstler und Ingenieure versagen, weil der Fantasiemangel sich nachträglich herausstellt, und daß andererseits immer wieder Leute trotz mangelhafter Vorbildung bedeutende Leistungen hervorbringen.

Der Ingenieur und der Künstler schaffen, der eine etwas zweckmäßiges, der andere etwas schönes. Nun lassen sich zwar die Begriffe schön und zweckmäßig nicht ganz zur Deckung bringen, aber doch in einigen Punkten und hier muß daher auch eine Verwandtschaft zwischen Ingenieur und Künstler liegen. Das Gefühl der Befriedigung beim Anblick des Schönen wie des Zweckmäßigen beruht auf der Empfindung, daß hier eine Aufgabe gelöst sei, daß ein Mensch gezeigt hat, wie er Herr über eine Schwierigkeit geworden ist, ohne sie zu verstecken. So ist das niedersächsische Bauernhaus schön, dessen seitlich bis fast auf den Erdboden herabreichendes Dach als einfache, aber genügende Art des Wetterschutzes erkennbar ist und zugleich kann das reich gegliederte Landhaus schön sein, wenn es den Lebensgewohnheiten eines verfeinerten Menschen angepaßt ist. Bei reinen Zweckmäßigkeitsbauten kommt es vor, daß wir Schönheit in ihnen finden, wenn wir erfahren, warum gerade diese und keine andere Form gewählt wurde, wenn uns klar ist, wie die Gestalt aus innerer Notwendigkeit entstanden ist. Die Forderung einheitlichen Stiles ist wiederum aus der Zweckmäßigkeit herzuleiten. Den Gesamtbau nach einem einheitlichen Plan und Grundgedanken, in wohldurchdachter Ordnung auszuführen, ist zweckmäßig und gewährleistet zugleich einen Stil. Die am fertigen Bauwerk fühlbare Zusammenstimmung aller Teile ist ein Beweis,

daß der Geist über das Chaos gesiegt hat. Dieser Kampf gegen das Willkürliche, Sinnlose, Ungeordnete ist der Technik und der Kunst in gleicher Weise eigen.

Das Ziel unseres irdischen Strebens ist die Kultur, der Zustand gleichzeitiger Blüte von Kunst und Wissenschaft, Religion und Moral, und daher waren unsere Fragen auf den Zusammenhang der Technik mit diesen Gebieten gerichtet. Die ersten beiden Forderungen an den idealen Ingenieur sind: Wissen wie ein Gelehrter, Fantasie wie ein Künstler. Auf die dritte Forderung möchte ich ganz besonderen Wert legen: das Verantwortlichkeitsgefühl für die Tragweite neuer Errungenschaften. Diese Forderung ist, rein begrifflich genommen, zu weit gespannt: der Ingenieur, solange er nur als Ingenieur tätig ist, bedarf nur der Berufstreue wie andere Menschen auch. Da aber seine Erzeugnisse eine so ungeheure und oft verhängnisvolle Wirkung haben, so soll er zugleich Sozialpolitiker sein und als solcher sich überlegen in wessen Dienst denn seine Arbeit steht. Derjenige Erfinder steht am höchsten, der seine Erfindung verschweigt, weil sie zum Unsegen für die Menschheit werden kann.

Hauptm. d. Res. Wehl, Kgl. Reg.-Baumstr. a. D. / HEIMKULTUR UND HEIMATSCHUTZ.

Wenn man Dörfer oder Städte durchwandert, in denen der Niedergang des baulichen Geschmacks, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, durch einen glücklichen Zufall keine oder nur wenige sichtbare Spuren hinterließ, so empfindet heute ein Jeder, auch der Nichtfachmann, aus den älteren Bauwerken und altem Hausrat den Hauch einer soliden handwerk-tüchtigen Zeit.

Massenware und Schundindustrie, Warenhaus und Abzahlungsgeschäft brachten seitdem einen Talmiglanz von vermeintlicher Vornehmheit bis in die entlegensten Dörfer. Die Preisverzeichnisse großstädtischer Geschäfte drangen schließlich in jeden Haushalt. Bodenständige, ehrwürdige Trachten verschwanden mehr und mehr und machten charakterloser Allerweltskleidung Platz. Die einfachste Hausfrau war erst wirklich glücklich, wenn sie Muschelbettstellen, einen Eckspiegel, stolz „Trümoh“ genannt, ein „Wertikoh“ und ein „Pannehl“-Sofa, sogar mit „Kameltaschen“-Polstern, ihr eigen nannte. In den Bauernhäusern findet man die greulichen Zinkguß-, Terrakotta- und Gipszeugnisse minderwertigster Bazar„kunst“. Die bescheidenen Holz- oder Stahlstiche wurden durch technisch und künstlerisch meist wertlose „Öldrucke“ verdrängt. Häßliche Massenware gelangte sogar auf die Kirchhöfe in Gestalt geschmackloser Denkmäler und Grabausschmückungen. Kaum ein einziges deutsches Dorf ist davon verschont geblieben.

Die Wohnhäuser verloren jedwede örtliche Eigenart. Mit Stuck, Gips und Zink sollte auch hier Vornehmheit vorgetäuscht werden. Ornamentale und architektonische Palastmotive aller Stilarten verirrten sich auf das Landhaus des Kleinbürgers, der eine „Villa“ haben wollte, auf das dörfliche Haus, das dem Bauern plötzlich nicht mehr „fein“ genug war. Fremde und schlechte Baustoffe wurden verwendet, teils um geringfügige Ersparnisse zu erzielen oder um städtische angebliche Eleganz nachzuahmen. Der Zementziegel, der Glasurziegel, der glatte Verblendstein, der Zaun aus Schmiedeeisen oder Drahtgeflecht gehört z. B. hierher. Namenbuchstaben und Jahreszahlen von riesiger Größe auf den Dächern wurden durch andersfarbige Ziegel hergestellt und verschandelt, sichtbar auf weite Entfernungen, die schönsten Landschaften. Alte prächtige Stadttore und herrliche Baumriesen fielen den oft eingebildeten modernen Verkehrsanforderungen zum Opfer. Neuangelegte bürgerliche Kleinsiedelungen erhielten durchweg breite Straßen mit teurem Pflaster, in denen außer bei Umzügen niemals ein schwerer Wagen fuhr. Schlechte Bebauungspläne und Bauordnungen ließen traurige Stadt- und Straßensichten entstehen, wahre Dokumente eines städtebaulichen Kulturtiefstandes sondergleichen. Unter dem Zwang der Vorschriften und zu wirtschaftlicher Notwendigkeit entstand das 5-geschossige großstädtische Zinshaus mit seinen unhygienischen Seitenflügeln und Quergebäuden, mit winzigen und verzettelten Einzelhöfen statt zusammenhängenden Freiflächen im Blockinnern. In den Vororten förderte der zur Erzielung „offener“ Bauweise vorgeschriebene „Bauwich“ die Entwicklung von bedenklichen Mischungserscheinungen zwischen Land- und Zinshaus. Alle diese Greuel wurden teils überhaupt erst möglich, teils unterstützt durch das Verschwinden der eingesessenen Bauunternehmer, die einst nicht nur solide Handwerksmeister waren, sondern sich im Sinne gesunder Überlieferungen auch eine gewisse, manchmal sogar recht große Beherrschung der landesüblichen guten und praktischen bürgerlichen Architekturformen angeeignet hatten. Bauaufträge waren früher Vertrauenssache, wurden aber jetzt zum reinen Geschäft mit all den trüben Nebenerscheinungen der Unterbietung, Verwendung schlechten Materials und protzhafter Außenseite.

Der frühere Bauunternehmer war mit Recht stolz auf seine Titel als Baugewerksmeister (Maurer-, Zimmermeister), Ratsmaurermeister usw. Bis heute darf sich in Deutschland, leider noch immer ohne Bestrafung von Gesetzeswegen befürchten zu müssen, jeder der Lust hat, Architekt, Bau-meister und Ingenieur nennen. Viele, und zwar gerade die schlechtesten Elemente, machen davon ausgiebigen Brauch, um absichtlich mit den wirklichen Berufsklassen entsprechender technischer

Hochschulvorbildung von unkundigen Leuten verwechselt zu werden. In jedem städtischen Adreßbuch finden sich unzählige Unbefugte und bedenkliche Existenzen unter diesen Bezeichnungen vermerkt. Von den sonstigen Auswüchsen des gewerbsmäßigen Bau„schieber“tums soll hier nicht geredet werden. Seine Ursachen liegen auf anderem Gebiet.

Das charakterlose, oft abstoßende Bild moderner Städte und Vororte, in denen jedes Haus seine Nachbarn in aufdringlicher Weise zu übertrumpfen sucht, ist nun als Erzeugnis einer hoffentlich überwundenen Übergangszeit einmal da. Man muß sich mit ihnen schlecht und recht abfinden, bis sie durch Abriß verschwinden werden. Die gemeinnützigen Bauvereine waren in der Regel die ersten, welche zeigten, wie das bürgerliche Kleinwohnungshaus innen und außen beschaffen sein müsse, nämlich schlicht und zweckmäßig, unter sparsamster Anwendung von Zierformen, ehrlich in Material und Erscheinung, dabei selbstverständlich hygienisch und ästhetisch einwandfrei. Dabei waren diese Vereine oft in der glücklichen Lage, nicht nur Einzelhäuser, sondern ganze Gruppen und Blöcke in einheitlicher Architektur errichten zu können, ein Ziel, das man jetzt auch für Straßenzüge mit privaten Einzelbauten anstrebt. Die wirtschaftliche Bevorzugung der Baugenossenschaften durch billigere Hergabe von öffentlichen Hypotheken, also gewissermaßen zu Lasten der Allgemeinheit, ist unbestritten, muß sogar als ihr eigentlicher Lebensnerv bezeichnet werden. Soweit sie vorbildliche Leistungen zeigen, muß man deren anerkennend gedenken. Aber sie können natürlich nur einen kleinen Bruchteil des Wohnungsbedürfnisses befriedigen. Die wenigen Glücklichen ihrer Mieter oder „Genossen“ wohnen jedenfalls häufig (durchaus nicht immer!) besser als in Privathäusern, auffallenderweise aber nur selten nennenswert billiger. Das hängt mit der Frage sachgemäßer Verwaltung zusammen, die hier oft ehrenamtlich erfolgt.

Wir werden bald dahinkommen, daß die Mieter nicht mehr auf riesige Portale, „herrschaftliche“ Treppenhäuser und Stuckpracht Wert legen, sondern gute Grundrisse und einfache Außenseite bevorzugen. Der Krieg hat mit vielem aufgeräumt, so auch eine ganze Reihe häßlicher Erzdenkmäler dem Schmelztiegel überliefert, wahrlich nicht zum Schaden der betroffenen Gemeinden. Beim Wiederaufbau Ostpreußens, bei der Schaffung neuer Siedelungen ist man systematisch gegen den alten Schlandrian vorgegangen. Tüchtige Architekten machten einheitliche Entwürfe, schlecht geschnittene Grundstücke wurden vor der Neubebauung „umgelegt“, der Städter und der Dörfler erhielt Heimstätten, die im Grundriß und Aufbau einwandfrei waren, noch dazu mit billigen Tilgungshypotheken aus öffentlichen Mitteln. Das im Krieg endlich zur Tat gewordene „Wohnungsgesetz“ beseitigte kommunale Widerstände gegen schmale Wohnstraßen in Kleinsiedelungen und erschwerte das „Bauverbot“, soweit es sich nicht auf sachliche Gründe erstreckte. Es schuf gegen früher ein gewisses Baurecht, sofern ein Baubedürfnis nachweisbar ist. Öffentliche Beratung bei der Aufstellung und Nachprüfung von Bebauungsplänen, Bauordnungen und Bauplänen ist geschaffen, deren Inanspruchnahme keine oder nur ganz geringfügige Kosten macht. Eine Fülle guter Bücher sorgte für Aufklärung. Hier seien nur die Schriften von Sohnrey und Mielke, die billigen Flug-schriften des Dürerbundes erwähnt. Sie sollten in jedem Dorfe von Amtswegen angeschafft werden. Der deutsche Lehrer und Pfarrer in Stadt und Land ist berufen, Aufklärung über Heimatschutz und Heimkultur so zu verbreiten, daß Geschmackverirrungen allmählich zu den Ausnahmen gehören. Die Bestrebungen der Kleinwohnungsreform, insbesondere zur Schaffung von Eigenheimstätten für ländliche und städtische Arbeiter, Beamte und Kriegsbeschädigte sind auf breiter Grundlage in die Wege geleitet. Zentralstellen zur Beschaffung von gutem Hausrat sorgen für schlichte, solide Möbel aus eigenen Werkstätten und finden die beste Unterstützung durch die auf Jahre hinaus durch Lohnsteigerung unerschwinglich gewordenen Herstellungskosten aus anderweiten Bezugsquellen. Die Schweizer Interniertenwerkstätten haben ebenfalls dazu beigetragen, für kriegsgetraute Paare Möbel zu liefern. Die wundervollen Steindrucke des Dürerbundes und anderer Verlagsanstalten (z. B. Teubner oder Voigtländer) sind in erfolgreichen Wettbewerb mit schlechtem Wandschmuck getreten. Auch der Kampf gegen die aus Amerika und England zu uns gedrungene Schund- und Kriminalliteratur gehört hierher.

Wer ein Haus baut oder auch nur als Mieter ein Heim gründet, legt darin einen großen, oft den größten Teil seines Vermögens fest. Für sich, seine Familie und seinen ganzen Verkehrskreis unternimmt er damit eine einschneidende wirtschaftliche und soziale Tat, deren gute oder schlechte Folgen sich auf viele Jahrzehnte erstrecken. Die mangelnde Seßhaftigkeit der meisten modernen Menschen erschwert zwar die Niederlassung auf eigener Scholle. Zweifellos ist es bequemer, sorglos zur Miete zu wohnen, statt sich um den Zustand von Haus, Hof und Garten selbst kümmern zu müssen. Stellungskrieg und Lebensmittelnot haben die Freude an dieser Arbeit wieder erweckt und werden hoffentlich ersprießliche soziale Früchte tragen. Die Lohnsteigerung hat zwar die Baukosten- und Wohnungsfrage wieder verschlechtert, aber in der Übergangszeit zu normalen Verhältnissen wird eine wirtschaftliche Regelung unter öffentlicher Aufsicht auch hier vermittelnd eingreifen. In ländlichen Verhältnissen wird der Selbstbau von Häusern unter Mitwirkung der Familie wieder zu Ehren

kommen, wie zu Vorväterzeiten. Und ganz anders als im gekauften oder gemieteten Heim werden dort Familiensinn und Liebe zum eigenen Besitz und zur Selbsthaftigkeit ihre Stätte finden.

Darum nochmals: Wer ein Haus oder Heim gründet, meide das sich ihm aufdrängende gewerbsmäßige Unternehmertum, das nur am Gewinn und nicht an der Sache selbst Interesse hat, meist auch garnicht die Fähigkeiten zur Lieferung einwandfreier Ware besitzt. Man wende sich vertrauensvoll an die Beratungsstellen der Landratsämter oder größeren Gemeinden mit eigenem Bauamt. Dort sitzen Fachleute von gediegenem technischen Können und sozialem Verständnis, die beruflich oder ehrenamtlich, oder aus persönlichem, uneigennützigem Interesse mit Rat und Tat zur Verfügung stehen. Grundsätzlich sei vor Abzahlungsgeschäften für Hausrat gewarnt. Diese müssen mit Verlusten rechnen, welche die solideren Abnehmer mittragen müssen. In Notfällen pflegen die Abzahlungsgeschäfte rücksichtslos gegen Zahlungsunfähige vorzugehen. Gute, geschweige denn geschmackvolle Ware haben sie fast niemals, vor allem nie zu billigem Preise. Lieber schaffe man sich also ein Stück nach dem andern an, aus guten, von der Beratungsstelle empfohlenen Quellen. So machten es unsere Vorfahren, deren Möbel in einer langen Geschlechterreihe begehrte Erbstücke waren. Das gleiche gilt für Haus- und Leibwäsche, deren moderne Erzeugnisse oft nur wenige Jahre zu halten pflegen. Und wer gar ein Haus baut, lasse den Entwurf nur von einem in der Beratungsstelle empfohlenen, wirklichen Architekten und Baumeister machen, der gegen verhältnismäßig sehr kleines Honorar nicht nur einen guten Entwurf liefert, sondern den Bau überwacht und den Auftraggeber gegen Übervorteilung durch den Bauunternehmer schützt. Wem selbst das nicht einleuchtet, der sei darauf hingewiesen, daß ein praktisches, äußerlich ansprechendes Haus viel länger seinen Marktwert behält als moderner Schund. Geschmacklose Häuser der letzten Jahrzehnte fanden in der Regel nur Absatz mit einem Verlust, der weit höher war als die zeitlich, durch Abnutzung angemessene Entwertung des Bauwerks. Diese hochbedeutsame wirtschaftliche Erwägung sollte jedem sorgsamem Hausvater ernstlich zu denken geben, wenn er auch sonst innerlich nicht davon zu überzeugen ist, daß Heimkultur und Heimatschutz zu den Grundpfeilern der Zukunft eines starken, tüchtigen Volkes gehören, dessen Leistungen in Krieg und Frieden unerreicht dastehen. Jede Familie und jeder einzelne ist zwar nur ein winzig Rädchen in der großen deutschvölkischen Maschine. Wohin aber eine Vernachlässigung des Pflichtbegriffs in sozialer, kultureller und städtebaulicher Beziehung führt, wurde Millionen deutscher Krieger fast allerorten außerhalb der deutschen Grenzpfähle eindringlich und unvergeßlich vor Augen geführt. Wir dürfen stolz darauf sein, auf dem Gebiet sozialer Fürsorge seit langem die führende Rolle in der Welt zu haben. Weder hier noch im Städtebau und Wohnungswesen darf es einen Stillstand geben. Darum pflege jeder an seiner mehr oder minder bescheidenen Stelle die beiden inhaltschweren Worte:

Heimkultur und Heimatschutz!



WISSENSCHAFT



Dr. Th. Baader, Leutn. d. R., Bern / SCHLEIERMACHER. / Ein Lebens- und Schaffensbild.
Zum 150. Geburtstage am 21. November.

I.

Verdienste werden leicht im Wirbel des Alltags vergessen, besonders wenn sie nicht jedem leicht zugänglich erscheinen. Die rein historische und literarische Betrachtung blieb bisher nur bei dem Gelehrten heimisch, nicht einmal bei jedem Manne mit der sogenannten Allgemeinbildung war sie zu Haus, geschweige denn bei dem Durchschnittsmenschen. Aber nur von solchem Betrachtungspunkte aus kann die gesamte Menschheit nutzbringend teilnehmen an der weltaufbauenden Wirksamkeit einiger bisher noch allein Stehenden. Ein solcher allgemeiner Aufschwung will uns zugleich die Morgenröte einer neuen Zeit scheinen, in der jedermann das alte „laissez faire, laissez aller“ als verachtenswert erkennt und als persönlichkeitsunwürdig, in der jeder an seinem Platze, an seinem Teile neue Ideen, neue Ideale schaffend, die Negativitätsschuld der Vergangenheit löscht. Da ist es vor allem wichtig, den Mangel an geschichtlichen Kenntnissen und Erkenntnissen, den Mangel an Erziehung durch die Lehrmeisterin Geschichte zu überwinden. Wenn die persönliche Erscheinung einer führenden Gestalt erloschen ist, wenn sie keine unmittelbare Fühlung mehr hat mit der lebenden Gesellschaft, dann müssen die hintergelassenen Werke des Mannes zeugen für die Werte, die er seinem Volke geschaffen hat. Sobald ein Volk nicht mehr fähig ist, sich dieser Werte führender Persönlichkeiten aus der Gegenwart und Vergangenheit zu bemächtigen, sie zu seiner geistigen Steigerung auszubeuten, dann haben wir das sicherste Anzeichen für den geistigen Niedergang eines Volkes. Was die Wende eines Jahrhunderts hinter sich gelassen, das kann und muß von uns historische Betrachtungsweise verlangen. „Like can only be known by like“ sagt Emerson. Geschichtliche Ähnlichkeiten müssen beachtet werden, denn sie zeigen das Streben, sich selbst in lebendige Kräfte umzusetzen. Geschichtliches Werden verachten heißt, dieses lebende Streben selbst außeracht lassen! Eine Zeit, die so verfuhr und rein vernunftmäßig leben wollte, war die Epoche der Aufklärung; deshalb war sie nicht schöpferisch, weil sie unter kritischem Regeln und Ordnen den Schöpfergeist erstickte. Dann kam der Idealismus: die von ihm zubereitete Grundlage einer Kultur wurzelte darin, daß Natur und geistiges Innenleben des Menschen zum erstenmal nun geschichtlich „begriffen“ werden.¹⁾

Der Idealismus schließt alle anthropomorphe Erscheinung und Vorstellung des metaphysisch Göttlichen aus, also allen Supranaturalismus, aber der Idealismus erkennt dafür umsomehr das Göttliche im Sittlichen, in jeder Form der Genialität, in allem schöpferischen Tun an. Theologisch wird diese philosophische Erscheinungsform gefaßt: Der Idealismus setzt sich über alle Konfessionsschranken hinaus, begreift aber dafür den Zusammenhang der Religion mit allen Seiten des Lebens. Wie Kant sagt, es schwebt als Ziel vor ein wahrhaftiges Menschheitsreich! Dasselbe drückte Fichte aus mit den Worten: „Die Welt geht aus von einer geglaubten und endet in einer durchaus verstandenen Theokratie.“ Nicht etwa ein theoretisches System ist der Idealismus, wenn wir ihn als Gesamterscheinung im Geistesleben betrachten, er ist eine positive Stimmung, eine Quelle, daraus das Streben fließt, das Leben auf einem tiefen Grunde lebendiger Ideen aufbauend zu behandeln. Durch den Idealismus ist Deutschland an die Spitze der allgemeinen geistigen Entwicklung gehoben worden. Aber es wäre falsch, nicht auch die den Idealismus in bestimmter Richtung beeinflussenden Elemente beachten zu wollen. Denn religiös wird er vertieft durch den Pietismus, bereichert

¹⁾ K. Sell, Christentum und Weltgeschichte. S. 63.

wird er durch das in der Aufklärung erzielte positive Verhältnis zur Welt. So ist die Zeugung einer Kultur von unvergleichlicher Weite und Tiefe angebahnt worden, einer Kultur, die innerlich zusammengehalten wird durch einen religiös gefärbten Begriff der Persönlichkeit: Begriffe wie Genie, Individualität erhalten jetzt ihren heutigen Umfang. Alles Wissen und Handeln wird nunmehr in Verbindung mit den innersten Tiefen des fühlenden und wollenden Einzelmenschen gewürdigt: dadurch überwindet der Idealismus die entgegengesetzten Engen des Pietismus, der Orthodoxie und Aufklärung.

Reformation und Renaissance waren letzterdings dem Verhängnis verfallen, eine neue Trennung in die christliche Menschheit zu bringen, einen Spalt, tiefer als die Kluft zwischen Klerus und Laien, eine Teilung nämlich in Gebildete und Ungebildete, in Wissende und untere Masse. Der Idealismus aber führte den Protest Rousseaus gegen diese Unterscheidung fort und offenbarte eine kühne Zuversicht, diese Trennung einmal überwinden zu können. Als Ideal schwebte ihm vor die Demokratisierung aller höchsten Kulturgüter, die allgemeine Erhöhung der Massen zu einem hochstehenden, im freien Kräftespiel wirksamen Menschentum.

II.

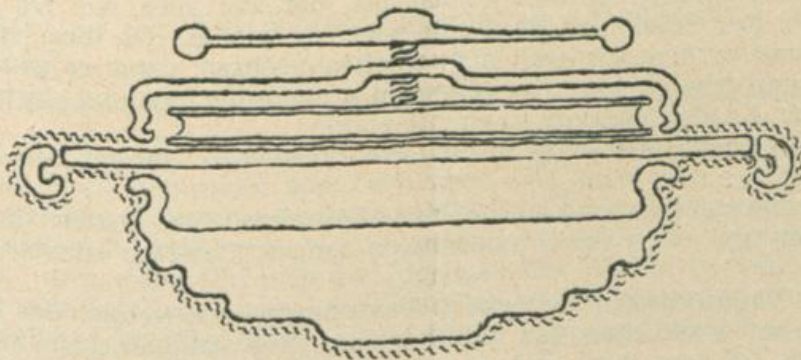
Auf dem Boden solcher Anschauung stand ein Mann, der zwar auch noch auf unsere Zeit die Wellen seiner Persönlichkeitsausstrahlung herüberwirft, dessen Gedächtnis aber doch nicht mehr so ganz unverblaßt ist, wie es seine unmittelbaren Freunde und Anhänger noch im Herzen getragen haben um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ein Mann, gleich gewaltig als Redner, Erzieher und Religionsphilosoph: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Es ist nicht in erster Linie der heurige hundertfünfzigste Geburtstag dieses Mannes als äußerer Anlaß, auf ihn hinzuweisen, nein, unsere Zeit des langjährigen Ringens um Erhaltung unserer sittlichen Kraft, neue Ideale und Ideen der Welt zu schenken, diese Zeit drängt uns wieder einmal mehr als je zu der Erkenntnis, wie sehr uns höchster Idealismus nottut, wollen wir nicht unterliegen dem anstürmenden Kleinmut, der Not des Alltags und der zernagenden Verzagtheit. Idealismus tut uns not, der sich und uns siegreich behauptet gegen den Widerstand der Natur und des Schicksals. Der Welt vor hundert Jahren, dem deutschen Volke der Zeit von 1806—1815 hat ein Idealismus die Wege geleuchtet aus völkischer Bedrängnis: ein Idealismus Fichtes, der in den Höhen der Spekulation sein Dasein gründete, ein Idealismus Schleiermachers, der auf den Niederungen des Lebens sich aufbaute, auf den Forderungen des gemeinen Alltags seine Notwendigkeit behauptete. Drum ist, wie M. Rade sagt, der Schleiermacher'sche Idealismus noch stärker als der Fichtes.²⁾ Wie schon zu seinen Lebzeiten Schleiermachers Einfluß immer und überall da am stärksten und nachhaltigsten war, wo er zu den Gebildeten seines Volkes sprach, so bleibt er auch noch in unserer Zeit ein Redner, Erzieher und Philosoph, dessen Erkenntnisse zu tief und erhaben sind, als daß sie von vornherein Gemeingut aller, auch der geistig Armen sein könnten; auch heute noch sind die Früchte des Schleiermacherschen Geistes, wo überhaupt lebendig, da leider nur erst der Gebildeten Schatz und Besitz. Aber näher gebracht werden kann und muß die Summe dieses großen Wirkens, dieses nationale Kleinod auch der Allgemeinheit, ebenso, wie es Schleiermacher gelungen ist, seine Zeit, sein ganzes Volk wieder der religiösen Verinnerlichung zuzuführen kraft seines Idealismus, einer religiösen Vertiefung, der die Welt im Zeitalter der Aufklärung in der 2. Hälfte des 18. wie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verlustig gegangen war. Zwar ruht, wie schon oben angedeutet, der deutsche Idealismus durchaus auf der Aufklärung als Voraussetzung, aber er hat in seiner erstaunlichen Konzentration der geistigen Kräfte weit und entschieden über die Aufklärung hinausgeführt und das deutsche Volk erstarkt, eine neue Dichtung, Weltanschauung und Philosophie hervorzubringen. Ihre Hauptvertreter im Sinne des deutschen Idealismus sind hauptsächlich Kant, Goethe, Schiller und Schleiermacher. Der größte Teil der fruchtbarsten und tiefsten Ideen der neuesten Geistesgeschichte ist dem Idealismus zu verdanken. Nehmen wir jede Gelegenheit wahr, auf das Leben und Wirken seiner Hauptträger hinzuweisen, ihre Ideen als befruchtende Kräfte zu vermitteln an die breiten Massen, die ihnen vielleicht noch allzu fern stehen, dann tragen wir, ein jeder zu seinem Teil mit dazu bei, den Traum von einer Demokratisierung aller höchsten Kulturgüter, von einer allgemeinen Veredlung der Massen aller Völker, wie es der Idealismus der Tage Schleiermachers anstrebte, zu verwirklichen. Überall in deutschen Landen und dort, wo Deutsche weilen, wird man den 21. November dieses Jahres mit dankbaren Erinnerungen umleuchten. Wenn ich die Leser unserer Interniertenzeitung zu einer kurzen biographischen Würdigung des Mannes und seines Werkes einlade, so möchte ich von vornherein bemerken, daß hier im Anschluß an unsere Betrachtung des Idealismus als philosophischer Richtung mehr die philosophische und pädagogische Wirksamkeit Schleiermachers berücksichtigt werden soll als die Seite seiner Persönlichkeit, von der aus der Haupteinfluß auf seine Mitwelt übergang, d. h. der Theologe Schleiermacher.

²⁾ Schleiermacher, Monologe. Weihnachtsfeier hg. von M. Rade, Deutsche Bibliothek.

III.

Schleiermacher ist am 21. November 1768 zu Breslau geboren. Seine Umwelt, unter deren unmittelbaren Einflüssen er aufwuchs, charakterisiert die Tatsache, daß sein Vater reformierter Prediger, seine Mutter die jüngste Tochter des Hofpredigers Stubenrauch war und die ganze Familie mit den Spaldings und Sachs, der „Aristokratie der reformierten Prediger“, wie Wilhelm Dilthey sagt³⁾, eng befreundet war. Zu Niesky besuchte er seit 1783 das Gymnasium, zu Barby seit 1785 zur Vorbereitung auf das theologische Studium das theologische Seminar der herrenhutischen Brüdergemeinde. In diesen Bildungsanstalten, dieser wichtigsten Zeit seiner Jugend, ist ihm der tiefe religiöse Zug eingepflanzt worden, der ihm zeitlebens eigen geblieben ist. Denn diese pietistischen Gruppen waren es, die, während die Aufklärungstheologie zwischen dem Christentum und der herrschenden Kultur vermittelte, dem werdenden deutschen Idealismus christlich-religiöse Motive einpflanzte. Sieghafte Überlegenheit des Innenlebens über Verstand und Außenwelt entstammt dem Pietismus. Die Brüdergemeinde bot durch ihr Diasporawerk und ihre Erziehungsanstalten vielen Stillen im Lande, die dem Pietismus anhängen, festen Halt und tiefere christliche Wahrung. Wie Hamann, Herder, Goethe, Kant und Novalis, um nur einige Namen zu nennen, so ist auch Schleiermacher ohne eine gewaltige Vorarbeit der Pietisten nicht denkbar. Denn diese hat als wichtigsten Erfolg den aufzuweisen, daß eine Fülle kraftvoller, scharfgeprägter religiöser Charaktere in ihr erzeugt worden sind. Unter solchem Zeichen und Einflusse stand die Entwicklung der Jugend Schleiermachers. Es kam jedoch zwischen ihm und der Brüdergemeinde zu einem äußeren Bruche, da ihm und einigen Gleichgesinnten engherziger Geist in Erziehung und Unterricht um so drückender schien, je mehr auf anderem Wege, besonders durch die Jenaer Zeitung, von geistigen Bewegungen außerhalb der Brüdergemeinde Kunde zu ihm drang. Die theologische Fakultät der Universität Halle nahm ihn 1787 auf: von jetzt an hielt sich Schleiermacher vornehmlich an Kant und an die griechische Philosophie und suchte in den Werken des Aristoteles seine Hauptbeschäftigung, für die ihm Eberhard und Friedrich August Wolff Leiter und Lehrer waren. Aber trotz eifrigem Studium Kants konnte er sich nicht ganz mit ihm einverstanden erklären und sah sich zum „lavieren“ gezwungen. Diese Universitätsjahre brachten so seine Vorliebe für die griechischen Denker, seine kritische Stellung gegen die bisherigen philosophischen und theologischen Systeme zum Siege. Ohne Aussicht, die Mittel zu weiterem Studium aufbringen zu können, verließ er 1789 die Universität, bereitete sich bei seinem Onkel in Dossen, der ihm ein zweiter Vater war, auf das Predigtamt vor und bestand 1790 das Examen zu Berlin, wurde somit Kandidat. Beim Grafen Dohna-Schlobitten übernahm er dann vom 22. Oktober 1790 bis zum Juli 1793 die Mühen einer Hauslehrertätigkeit — wie es Kant neun Jahre getan, — aber es hat sich ihm hier Blick und Sinn für edle Menschlichkeit erschlossen. Denn in den Monologen sagt er: „Im fremden Hause ging der Sinn mir auf für ein schönes gemeinschaftliches Dasein, ich sah, wie Freiheit erst veredelt und gestaltet die zarten Geheimnisse der Menschheit.“ Hernach war Schleiermacher noch pädagogisch tätig zu Berlin in dem Gedike'schen Seminar, das der Bildung junger Schulmänner diente. 1794 endlich sah er sich als Hilfsprediger zu Landsberg an der Warthe ordiniert. Doch schon nach 2 Jahren konnte er nach Berlin zurückkehren, als dort seine Anstellung als Prediger an dem Charitékranken- hause erfolgte. Es beginnt jetzt nahezu an der Wende des Jahrhunderts für Schleiermacher ein neuer Lebensabschnitt, denn während dieses Aufenthaltes zu Berlin beginnt durch den Eintritt in den Kreis der Romantiker, wie Dilthey sagt, „die Epoche der anschaulichen Darstellung seiner Weltansicht.“

Fortsetzung folgt.



³⁾ Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 31.

KUNST

E. W. Chemnitz / IMAGINÄRE REDE ZUR ERÖFFNUNG EINES LITERARISCHEN ZIRKELS.

Meine Freunde! In Stunden, da wir zu zweien oder dreien beisammen saßen, in engen Studentenstuben, in Seminarien, nicht durchaus im Café; da wir uns durch das Taggewühl der Straßen drängten, oder unsere Schritte, von der Nachtstille weißer Plätze und heimlicher Baumgänge gebrochen, erschreckten; in allen Stunden, deren äußeres Leben von uns so wahrgenommen wurde, daß es unsere von Gesprächen wirbelnden Gedanken in sich aufzog, sie mit Ferne und Schönheit ruhiger, doch nicht oberflächlich machte; immer fanden wir uns zueinandergehörig. Unsere Ahnungen, die sich zu lautgewordenen Wünschen erkühnten, bestätigten uns die Mitgliedschaft zu einem durch sich selbst gerechtfertigten Kreise.

Wohl wissen wir, daß er nicht aus uns hier Anwesenden allein besteht; sondern gerade die Gewißheit, überall, selbst im Sudan oder in der Mandschurei, Brüder zu haben, erfüllt uns mit der unvergleichlichen Zuversicht, die aus den Augen in erhabener Verzücktheit leuchtet und über Gesicht und Hände den Schein überwundenen Märtyrertums, das uns nur als Vergangenes erträglich ist, breitet.

Jede Erkenntnis ist ein Bekenntnis. Und so bekennen wir unsere Gemeinschaft!

Gemeinschaft ist uns aber nicht lediglich eine Tatsächlichkeit, eine Aussage unseres Verhaltens. Gemeinschaft ist uns Gebot, sittliche Forderung! Sie bleibt nicht auf uns, die nahen und fernen Brüder beschränkt. Sie greift immer über sich selbst hinaus; Werben, Suchen ist ihr Wesenszwang; sie muß immer mehr in sich hineinbeziehen, hineinziehen, soll sie ihrem Begriff, wie wir ihn bildeten, entsprechen.

Pflicht dünkt uns groß; doch Liebe ist uns heilig. Es ist mehr von der Mystik in uns, denn vom Kritizismus. Für uns ist die Frömmigkeit kein Wagnis, das man unterlassen könnte; sondern das Begleitgefühl des Lebens, das uns zu dem macht, was wir sind. Unsere Frömmigkeit ist kein Quietiv. Sie gibt keine Scheuklappen; wohl aber erfüllt uns zitternde Scheu, weil wir aus der Überfülle kommen, die demütig macht.

O, meine Brüder, wir kennen den Stolz! Denn wie hat der Krieg, und nicht nur Schützengraben oder Gefangenschaft, uns in uns eingeschlossen! Aber wahrer Stolz, der nicht Eitelkeit ist, hat kein erstes Gebot, und sein letztes lautet: Du sollst dienen! der Gemeinschaft, dem Leben, der Welt!

Der Künstler hat wieder seinen Beruf, sein Ethos, sein Pathos! — —

Und nun, Freunde, spreche ich den Namen aus, der uns allen wie ein Jubel vom Chor ins Herz stürzt; der uns das Glück der Bejahung schenkt, wie es das Ideal unseres Lebens-Typus nur auslösen kann; und bei dem wir doch nur verhalten jauchzen, damit er ganz in uns hineintrete!

Ganz langsam und leise komme der Name zu uns, ehrfürchtig und doch vertraut, melodisch wie ein Klang unserer Knabenseligkeit: Franz Werfel!

Er hat uns gegeben. Er lehrte uns unsere Erkenntnis. Er gab uns den Mut zu unserem Bekenntnis.

Wir wollen unsere dunklen und hellen Menschensehnsüchte, wollen die heißen Wirbel des Lebens, und schämen uns nicht des Staunens vor der im Kleinsten erlebbaren Großartigkeit der unendlichen Welt!

Verpönt ist das Verkriechen in bergende Gedankengänge; verwerflich das Zu-Tode-Zergliedern; wir hassen alle Abkehr. Das Leben, das heiße, wahre, vielgestaltige Leben, braust in uns und um uns her; wir sind ein Teil von ihm, sind es selbst. Wir wollen, was wir sind!

Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen,
Ein Sommerfest mit Frauen und Bazaren,
Mein Auge bricht von allzuviel Erhellsein.

Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
O Erde, Abend, Glück, o auf der Welt sein!!“
(Franz Werfel: Der schöne strahlende Mensch).

„ -- Leise und dennoch mächtig angeschwellt
Beginnt sich das unvergleichliche Rigolettoquartett auszubreiten.
Und meine Seele fällt ein: Du bist auf der Welt!
Und verteilt sich jauchzend nach allen Seiten.“
(F. W.: Sterben im Walde.)

Franz Werfel gab uns die Losung: „Wir sind“! Das ist uns Kriegsleuten wie ein Trotz, ein
Und dennoch! Dieser Trotz reißt uns auf zu der glühendsten Hoffnung.
Über alle Weiten hin, durch keine Grenzen gehemmt, strecken wir die Arme aus und reichen
den Brüdern die Hände.

„Mein einziger Wunsch ist, Dir, o Mensch verwandt zu sein.

So gehöre ich Dir und allen!
Wolle mir, bitte, nicht widerstehn!
O, könnte es einmal gescheh'n,
Daß wir uns, Bruder, in die Arme fallen!“
(F. W.: An den Leser.)

„Herz frohlocke!
Eine gute Tat habe ich getan.
Nun bin ich nicht mehr einsam
Ein Mensch lebt,
Es lebt ein Mensch,
Dem sich die Augen feuchten,
Denkt er an mich.

(F. W.: Ich habe eine gute Tat getan.)

Wir sind der glänzenden Isolierung feind und flohen die Kälte skeptischen Über-allen-Stehens.
Hier kehren wir das alte Pflichtgebot um: Wir sind gut, weil wir lieben.
Damit ist alles gesagt. Das Wesen unserer Gemeinschaft liegt offenbar. In Franz Werfel
erkannten wir sie als zum Anfang ins Leben gestellt; an ihm lernten wir uns begreifen und bejahen.
Es gibt keinen Zwiespalt der Form zwischen uns; nur das Wesen ist uns wesentlich.
Auch unser Streben ist hinreichend gekennzeichnet. Wir dürfen — denn ein Mißverständnis
ist nun nicht mehr möglich — es dahin zusammenfassen: Wir wollen uns immer mehr „der Welt
nähern“, um „Das Paradies“ erfüllen zu können.

Pagenstecher, Lehrer an der Kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf. / „DAS MONUMEN-
TALE WANDBILD.“

Vortrag, gehalten vor deutschen kriegsgefangenen Offizieren auf der Zitadelle von Belle-Ile-en-Mer 1915

Meine Herren! Goethe sagt in seiner Einleitung zu den Propyläen: „Von Kunstwerken sollte
man eigentlich nur in ihrer Gegenwart sprechen, doch läßt sich auch für solche Leser schreiben,
welche die Werke gesehen haben und sehen werden“ und ein Mann vom Fach, der italienische
Maler Lodovico Caracci, geb. 1855, sagt gar: „Der Maler soll mit den Händen reden!“ Also: „Bilde
Künstler, rede nicht!“ und wenn ich mich hier dennoch des Wortes bediene, so geschieht es, weil
Zeit und Umstände mich dazu zwingen, weil mir die Hände gebunden sind, weil das Wort das
einzige Mittel ist, welches mir frei steht, Ihnen einige Anregung zu geben und damit einen von
Freunden oft geäußerten Wunsch zu erfüllen!

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu, was mir meine Aufgabe, auf Sie mit Worten und
nicht mit Bildern zu wirken, besonders schwierig erscheinen läßt. Es ist die Notwendigkeit streng
kritischen Betrachtens, um die ich nicht herumreden darf, noch will. Einmal sagt zwar Goethe:
„Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unseren Verstand immer unendlich; es wird

angeschaut, empfunden, es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.“ Aber das ist es ja gerade, was ich, wenn auch an der Hand von zahlreichen Abbildungen, will. Und hat er denn wirklich recht, ist seine Äußerung nicht vielmehr eine auf irgendeine, aber längst nicht jede Gelegenheit passende Äußerung? Denn wo blieben dann die Urteile so vieler großer, anerkannter Kunstgelehrter? Nun bin ich allerdings kein Kunstgelehrter, sondern Kunstschaffender, und nicht nur die Kunstgelehrten werfen uns Unduldsamkeit gegen andere Künstler vor, sondern ich selbst weiß aus persönlichen Erfahrungen, daß dem so ist. Ich hörte selbst von einem unserer größten Düsseldorfer, daß er das Standbild Beethovens von Klinger öffentlich als „gräßlich“ bezeichnete, daß er Stuck einen „dekorativen Zeichner“ und Böcklin einen „talentvollen Dilletanten“ nannte. Dieser aber erwiderte mit einem verächtlichen „Modellmaler“ und begriff seinerseits seinen Freund Leibl keineswegs, und dieser wiederum tat eines Tages vor einem Bilde Lenbachs die klassische Äußerung: „Ich glaube, der Kerl lasiert!“ Da haben Sie eine recht hübsche Auslese von „Künstler unter sich“, die sicher vermehrt



O. Hertwig / Kleiner Spannort vom Hahnen aus.

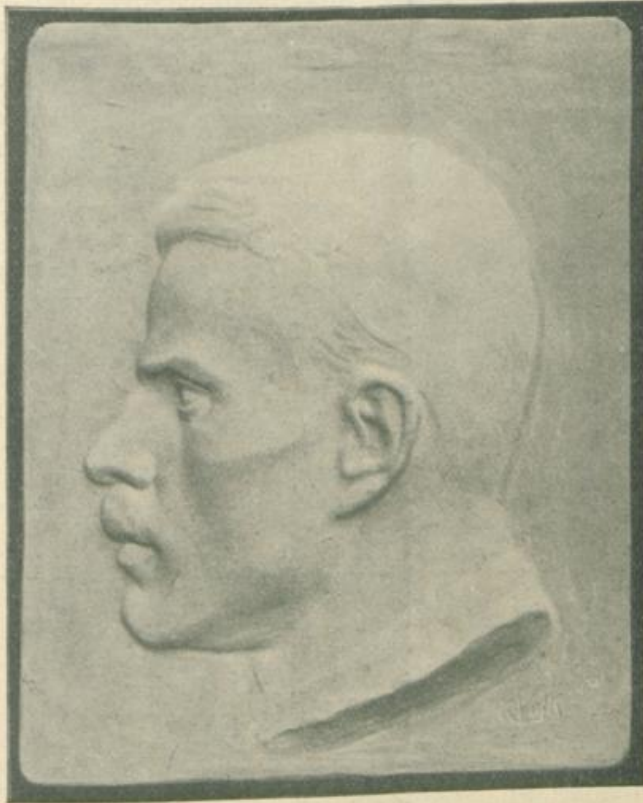
werden könnte. Aber diese Äußerungen sind gesprochen, nicht geschrieben, das ist zu beachten. Das im Augenblick vom Impuls geborene Wort würde, wenn es niedergeschrieben, für die Öffentlichkeit bestimmt worden wäre, eine ganz bedeutende Abänderung erfahren haben, davon dürfen Sie überzeugt sein. Andererseits aber, und das muß mich zu meinem Vortrage ermutigen, messen die Kunstgelehrten selbst den Urteilen der Fachleute immer Bedeutung bei. So mag sich denn mein Auftreten in dieser Arena des klugen und belehrenden Wortes vor Ihnen rechtfertigen, dennoch aber bleibt immer noch eines: Das, was ich bisher leisten konnte, scheint mir kein Recht zu geben, öffentlich über die Leistungen anderer, Toter und Lebender zu urteilen, besonders nicht im ab-sprechenden Sinne und nur eines berechtigt mich dazu: Das Streben, das Rechte zu sagen. Und so lassen Sie mich denn im Vertrauen auf Ihre Rücksichtnahme dem folgenden die tapferen Worte Jan van Eycks voransetzen, mit dem er seine Bilder zeichnete: „Als ich kann!“

Meine Herren! Während wir hier, abgeschlossen von der Welt, hinter Festungsmauern und Wällen ein mönchisches Dasein fristen, geschehen draußen Taten ungeheuerster Tragweite. Ihresgleichen hat die Erde nicht gesehen und wie zu alten Zeiten, so werden auch jetzt die kommenden Geschlechter das tiefe Bedürfnis fühlen, ihren Vätern, den gewaltigen Vollbringern dieser Taten,

in Wort und Bild, in Stein und Erz unvergleichliche Denkmale zu setzen. Wie aber denke ich mir als Maler die Verherrlichung eines Helden und seiner großen Tat? Eine große Tat will groß dargestellt sein, über eine riesenhafte Fläche weitet der Sieg seine Schwingen: das Große kann nur groß gefeiert werden! Die Wandmalerei, das monumentale Wandbild ist schon durch seine Größe und seine Anbringung in öffentlichen Gebäuden geeignet, den Ruhm der Helden zu feiern, zum Volke zu sprechen und in die Ferne zu wirken!

Ich bin gezwungen, im Verlaufe meiner Erörterungen Allbekanntes vorzubringen und ich bitte deswegen um Ihre Nachsicht. Zunächst: was ist ein Wandbild? Das Wandbild steht im Gegensatz zum Staffelei- oder Tafelbild, denn während jene beweglich sind, ohne viele Umstände von einem Ort an den anderen befördert, aus einer Hand in die andere gegeben werden können, ist dieses, wie schon der Name sagt, an die Wand gebunden, ja mit der Wand verbunden, auf die es gemalt wurde. Es verbleibt also gezwungen am Ort seiner Entstehung, in der Umgebung, für die es gedacht war, in der es wirken sollte. Ebenso ist das Deckenbild ein Wandbild, denn auch dieses ist auf die Mauer gemalt und untersteht denselben Bedingungen.

Das echte Wandbild ist unmittelbar auf den Verputz der Mauer gemalt, also nicht auf Leinwand oder Holz und dann nachträglich eingesetzt oder aufgeklebt, jedoch liegt das Hauptgewicht, der Charakter eines Wandbildes niemals in diesem Technischen, sondern auf dem geistigen Gebiet. Man kann sehr wohl den Gedanken, den Charakter eines Wandbildes auch auf Leinwand oder irgend einem anderen Grunde, wie Holz, Pergament usw. aussprechen und diesen nachher auf die Wand spannen, ja, diese Art ist sogar beliebt, meistens aus Gründen der Bequemlichkeit entweder des Malers oder des Bestellers, und loben kann ich dieses Verfahren nicht, nicht nur deswegen nicht, weil der Maler in seiner Werkstatt niemals unter dem Eindruck des Raumes steht, für den das Bild bestimmt ist, sondern auch deswegen nicht, weil der Reiz



K. Volk, Luzern / Porträt-Plakette.

der unmittelbaren Malerei auf den Verputz verloren geht, ein Reiz, der bei der Wirkung keineswegs zu unterschätzen ist. Oftmals freilich zwingen Gründe der Haltbarkeit dazu, besonders in unserem Klima, von der Malerei unmittelbar auf die Wand abzuweichen; doch könnte ich mir denken, daß sich ein Maler nur unter ganz besonderen Gründen dazu entschließen würde, ein Wandbild nicht unmittelbar auf den Verputz zu malen.

Es gibt verschiedene Arten die Wand zu bemalen. Im Altertum kannte man das „al secco“, d. i. eine Wasserfarbenmalerei auf die trockene Wand; dann das Impastieren mit Wachsfarben, welche mit heißem Eisen eingebüht wurden, wie wir es in Pompeji sehen; die Neuzeit schließlich erfand

zu malen, wie z. B. Wilhelm Kaulbach sie liebte. Die am meisten angewandte jedoch, bis in die letzten Jahrzehnte hinein geübte Art der Wandbemalung ist die aus Italien stammende des „al fresco“. Der Ausdruck bedeutet: „Auf das Nasse!“ Damit ist die Malart erklärt als diejenige Art, mit den Farben, deren Bindemittel Kalkwasser ist, auf den frischen, noch feuchten Verputz und nur den feuchten Verputz zu arbeiten. Ist schon die Malerei mit Wasserfarben an und für sich in einem Punkte schwieriger als die mit Ölfarben, weil die Farben sich nicht so bequem vertreiben lassen wie diese und immer, besonders aber in den dunklen Tönen, bedeutend heller austrocknen, so ist die Malerei „al fresco“ gerade wegen des zwingenden Grundes, in das Nasse schnell fertig zu malen, besonders schwer und verlangt eine außerordentliche Geschicklichkeit und langjährige Übung. Dazu kommt noch, daß Maler und Maurer, Künstler und Handwerker Hand in Hand arbeiten müssen, denn der Maurer muß während der Arbeit des Malers ständig zugegen sein, bewirft an der Mauer die geforderte Stelle mit frischem Putz und schlägt angetrockneten, nicht mehr aufnahmefähigen herunter um ihn für die Malerei zu erneuern. Häufig wird es vorkommen, daß schon fertige, aber mißglückte Stellen, welche nach dem Auftrocknen die erwünschte Wirkung nicht haben, ebenfalls wieder heruntergeschlagen werden müssen. Stück für Stück bedeckt das Bild die Wand; ein Kopf, ein Arm, ein Stück Hintergrund, ein Gewand wird gemalt, mosaikartig setzt sich ein Teil an den anderen, bis die Figur dasteht —, wie bei einem Geduld-

spiel entsteht aus Stücken ein Ganzes, aus Vielem eine Einheit! Eine andere, neue Art die Wand zu bemalen, ist die der Kasëinmalerei. Sie ist eine Malerei „al secco“. Hier ist das Hauptbindemittel, wie schon der Name sagt, „Käse“ und zwar reichlich mit Wasser verdünnt. Da nun diese Malerei auf die getrocknete Wand ausgeführt wird, so ist sie weit einfacher als die „al fresco“ Malerei, und die zeitgenössischen Maler bedienen sich ihrer sehr gerne, um so mehr, als die Haltbarkeit der Kasëinfarben, wenigstens in Innenräumen, wie es scheint, nichts zu wünschen übrig läßt. Jedoch ist Abschließendes hierüber wohl noch nicht zu sagen, denn während die Freskomalerei seit vielen Jahrhunderten in Übung ist und Zeugen von ihren Anfängen an aufzuweisen hat, ist die Kasëinmalerei erst einige Jahrzehnte in Gebrauch.

Ich habe gleich im Anfange Gelegenheit gehabt und werde im Folgenden noch sehr oft Gelegenheit nehmen, die Namen gewisser für die Wandmalerei bedeutender italienischer Maler zu nennen und werde Ihnen auch deren Werke vorführen; ich tue es in dem sicheren Bewußtsein, daß das jetzige Verhältnis des ehemaligen italienischen Bundesgenossen zu uns an dem Ruhme nicht rüttelt, den sich die großen italienischen Meister erworben haben, daß wahre Kunst und Politik nichts miteinander zu tun haben, und daß Sie daher die Erwähnung dieser ganz großen, für die Kunst bedeutenden Namen, mit den Gefühlen aufnehmen werden, deren sie sich seit langer Zeit als Allgemeingut der Gebildeten aller Völker erfreuen. Sie wundern sich vielleicht, daß ich hauptsächlich Italiener anführen werde und nicht Deutsche. Jedoch, in Italien wurde das „al fresco“ erfunden und heimisch, in unserem feuchten Klima konnte diese Malerei nicht gedeihen. Das, was entstanden ist, besonders die Zeugen der Anfangszeit, sind bis auf geringe Reste, von denen ich aber noch sprechen werde, zerstört. Später dann, zur Zeit der Renaissance, zur Hauptblüte des „al fresco“, waren die Verhältnisse in Deutschland ganz andere wie in Italien. Denn, während hier Raffael in dem größten Palaste der Welt, unter regster Teilnahme des mächtigsten Fürsten, des Papstes, in großen Sälen Riesenwände mit Bildern schmücken durfte, plagte sich Deutschlands Appelles, der große Dürer, an einer Tafel für den Altar eines Altmännerheimes. Welch ein Unterschied der Aufgaben! Und eben sehr viel lag an den Witterungsverhältnissen in Deutschland, daß derartige Aufgaben, wie sie den großen italienischen Meistern gestellt wurden, bei uns nicht gestellt werden konnten. Ich bin also genötigt, außerhalb unseres Volkes das Wünschenswerte zu suchen, im besten Sinne „international“ zu werden.

Fortsetzung folgt.

Carl Seelig / Träume.

Mandmal blüht in meine Träume
Eine weiße Alpenwiese, hinter der durch Tannenbäume
Rotbestrahlt der Abend winkt.

Auf dem schmalen Pfade schreitet
Neben einem Bach, der rauschend in das Tal hinuntergleitet,
Stumm ein Paar den Bergen zu.

Mandmal blüht in meine Träume
Eine Stunde, da uns Wiese, Bach und sommerheitre Bäume
Erste Liebeslieder sangen.

Ludwig Lürman / DAS GEHEIMNIS. EINE BETRACHTUNG ÜBER MUSIK.

Das Wesen der Musik zu erfassen d. h. zu erfüllen, ist möglich, es zu definieren, nicht. Hier liegt ein Konflikt. Die schaffend Gebenden und die hörend Empfangenden bemühen sich beide von sich aus um die Lösung. Die ersteren benutzen die angewandte (programmatische) Musik zur Behandlung von Stoffen oder irgendwelcher Inhaltsbegriffe, die dem Hörer zum „Verständnis“ der Musik willkommenen Halt bieten; die Hörer ihrerseits konstruieren aus der reinen Musik Inhaltsbegriffe, die sie der Komposition unterschieben. Das „Nichtverstehen“ eines zu „schweren“ Werkes der reinen Musik ist ergebnislos gebliebenes Suchen nach tatsächlich gar nicht vorhandenen Inhaltsbegriffen. Das ist eine im heutigen Musikleben — man möchte fast sagen — typisch gewordene Erscheinung, deren Ursachen nachzuspüren sich verlohnen dürfte.

Sicher ist zu sagen, daß die Entwicklung der Musik ihren Weg durch die Kirche genommen hat. Diese Tatsache ist für die Betrachtung der vorliegenden Frage wesentlich, denn sie bedeutet selbst für den heutigen Musikgenießenden noch die gewissermaßen traditionell gewordene Verbindung eines „Vorwurfes“, eines abzuhandelnden Stoffes oder klarer Inhaltsbegriffe mit dem Gehörten. Reine Kunst wie Kammermusik und Symphonie erscheinen dem Hörer rätselhaft, oft sogar sinnlos, weil sie des Stoffes und klarer Inhaltsbegriffe entbehren. Die musikalische Idee als einzigen Inhalt „als Sinn an sich“ einer Komposition zu erfüllen, ist nur dem Künstler selbst und einer vorläufig nur kleinen Gemeinde von Hörern vorbehalten. Wenn Jean Paul meint: „Der Genius wird nur vom Genius gefasset“, so liegt in diesen — unseren Ohren etwas radikal klingenden — Worten eine tiefe Wahrheit, die mit Anwendung auf die Musik in etwas milderer Form lauten könnte: je größer die Fähigkeit des Hörers ist, in der reinen Musik die musikalische Idee als einzigen Inhalt, Sinn an sich zu erfüllen, umso näher steht er dem Werk, umso enger berührt er sich mit dem schöpferischen Genius.

Solche Fähigkeit ist Sache der Begabung und der musikalischen Erziehung. Bedauerlicherweise muß gesagt werden, daß letztere im heutigen Musikleben noch immer viel zu sehr vernachlässigt wird. Zu anderer Zeit möge weiterer Betrachtung vorbehalten bleiben, wie schon einsetzende Reformierungsbestrebungen praktisch durchzuführen wären.

Lassen wir uns jedoch nun nicht verleiten, Werturteile zu äußern über reine und angewandte (programmatische) Musik. Begnügen wir uns vielmehr im Rahmen dieser kurzen Betrachtung damit, weiter die Ursachen festzustellen, die leider noch immer den weitaus größten Teil der Hörer von der reinen Musik trennen.

Die Urscheinungsform aller Musik ist angewandte (programmatische) Musik. Aus ihr hat sich die reine Musik allmählich als verfeinerte Sondergruppe entwickelt, sodaß wir eine Musik erreichen konnten, die „Form und Inhalt zugleich ist“.¹⁾ Diese reine Musik hat Oskar Wilde im Sinne, wenn er von ihr sagt, sie sei „der vollendetste Typus der Kunst“, weil „sie nie ihr letztes Geheimnis verrate“. Die Berechtigung programmatischer Musik darf keineswegs in Frage gestellt werden, obwohl sie nicht als Typus der Vollendung betrachtet werden kann, auch dann nicht, wenn sie in bestechendstem raffiniertem Kolorit gehalten und mit Riesenmitteln inszeniert ist.²⁾ Die Tatsache, daß unsere bedeutendsten Meister nie völlig der programmatischen Musik haben entsagen können, spricht für die Berechtigung dieser Form. Auffallend ist indessen die Erscheinung, daß die reine Musik von Bach bis auf unsere Zeit einen immer breiteren Raum eingenommen, gleichzeitig aber der Geschmack auf seiten der Hörer mit dieser zunehmenden Verfeinerung nicht Schritt gehalten, sondern stets entschieden die programmatische Musik bevorzugt hat. Wie langer Zeit hat es bedurft, bis Beethovens Kammermusik, Brahms Symphonien eine gebührende Würdigung gefunden haben, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß beispielsweise das Werk eines Max Reger noch weit davon entfernt ist, die Hörer zu gewinnen! Die Ursache hierfür kann nur in folgender Tatsache gefunden werden: Von den anderen Künsten, der Malerei, Graphik, Plastik und Dichtkunst an eine konkret „stoffliche“ Kunst, — von den programmatischen Formen der Musik, dem Liede, dem Oratorium, der Oper und symphonischen Dichtung an eine an klare Inhaltsbegriffe gebundene Musik gewöhnt, kann der Hörer einem Gebilde der reinen, ihm inhaltlos erscheinenden Musik nicht den gleichen Geschmack abgewinnen wie einem Werke programmatischer Musik. Denn: er will verstehen, wo es nur gilt zu fühlen; er möchte erklären und deuten, wo er nur ahnen kann; er möchte wissen, wo er nur glauben sollte; kurz: „das letzte Geheimnis“, das nie verraten werden kann, soll entschleiert werden. Hier liegt die Ursache, warum die Allgemeinheit der Hörer noch nicht zur reinen Musik in dieser Beziehung gelangen kann, die ihr den eigentlichen Genuß derselben erst gewährleistet.

Daß der Allgemeinheit bisher ein großer Teil jenes Gebietes verschlossen geblieben ist, das so voll von Schönheit ist, wie kein anderes, das ist das betrübende Ergebnis dieser Betrachtung.

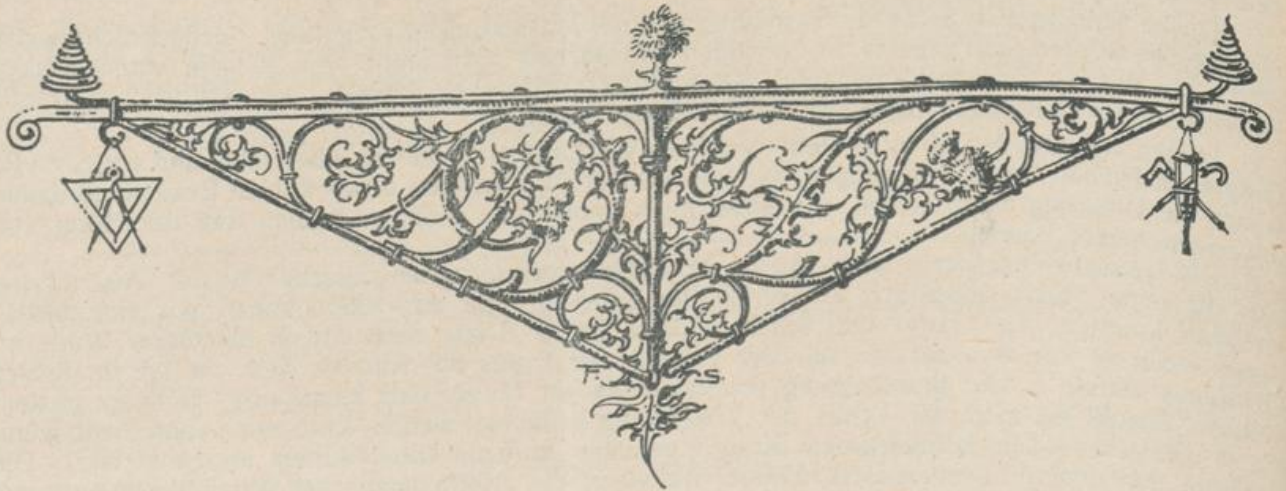
¹⁾ Goethe.

²⁾ Man erinnere sich der symphonischen Dichtungen von Richard Strauß und der Symphonien Gustav Mahlers, besonders seiner Achten.

Darüber können weder die glänzenden Musikaufführungen unserer großen Konzertgesellschaften, noch die mit tausenden von Hörern angefüllten Zirkusgebäude hinwegtäuschen, in denen „Riesensinfonien“ aufgeführt werden.

Der Ruf nach Menschheit einender Kunst wirkt angesichts solcher Sensations-Massenveranstaltungen wie eine Blasphemie, zumal wenn solcher Ruf ertönt unter Hinweis auf die Hochkultur der Antike und spricht: Seht, jene damals hatten die einzig mögliche Menschheit einende Kunst und Schönheit, aber wir importieren Cowboy- und Niggermelodien, danach zu tanzen; wir weinen im Kino und jauchzen, wenn wir in der Operette unsere Betten wiederfinden.

Das alles kann nicht bestritten werden, denn es sind leider Tatsachen. Aber wir haben etwas anderes, viel größeres als alle griechischen Schicksaltragödien zusammen genommen: Die reine Musik. Schnell hatte sie sich entwickelt, aber nur langsam konnte die Menschheit ihren Genien folgen, deren Wege einsam sind und nur gangbar für die, „die da nicht sehen und doch glauben“. Daß solcher Glaube an reine Schönheit keine leere Phrase ist, beweist uns die Entwicklungsgeschichte der Musik, auf die wir uns bei weiterer Betrachtung stützen werden.





AUS DEN BÜCHERN.

Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man. Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Charles L. Hartmann.

„Es ist eine unbegreifliche Ironie des Schicksals: Amerikaner, von französisch-elsässischen Eltern geboren, durch Erziehung, Hoffnungen auf der anderen Seite, und gerade von dieser als Gefangener festgehalten“. So schreibt Hartmann von sich und bekennt damit seine Sympathien für die Entente. Und wer noch zweifelt, der mag S. 114 des Buches lesen: „Ich habe heute (1918) keine Veranlassung mehr, geheim zu halten, daß der „Ex-Lieutenant 22“, welcher während der Gefangenschaft Hervés dessen Zeitung „La Guerre sociale“ mit 1200 Franken jährlich subventionierte, meine Wenigkeit gewesen“. Hartmann ist es, der Hervé aus dem Gefängnis befreite. Ein lachender Philosoph, erzählt er in abgerissener, amerikanischer Kürze seine Erlebnisse in englischer Gefangenschaft, nennt ein paar Dutzend Namen von Leuten, vor denen der Hut zu ziehen ist, daneben auch deutsche und ausländische Lumpen. Was aber diesem Tagebuch Wert verleiht, ist die Objektivität im Urteil über England, Deutschland, Amerika, über Kitchener und Völkerrecht, über deutsches Organisationstalent und Liebe der Masse zur Kunst als Gradmesser der Kultur, über Religion und Sozialismus, über „Organisation der Lüge“, die verderbliche Macht der Presse auf den Volks- und Einzelcharakter, über den Mangel am kritischen Sinn der Zeitungsleser aller Völker usw.

Während ich diese Zeilen schreibe, fliegt eine Reuter-meldung vom 15. Oktober auf meinen Schreibtisch: In Bezug auf die Friedensvorschläge führte Justizminister Lord Reading aus, die so rasch eingetretenen Veränderungen seien das Resultat der im Verlaufe der letzten vier Jahre unternommenen Anstrengungen. Das Gewölk zerstreut sich, die Sonne dringt durch und Licht verbreitet sich über die Welt, das allerwärts den Sieg der Gerechtigkeit erstrahlen läßt. — — —

Ich lege die Depesche beiseite und lese wieder S. 220 des Buches „Kriegsgefangener“: „Wird wohl in den meisten Ländern dasselbe sein. Überall die Lüge als unumschränkte Herrscherin auf allen Gebieten“. Und S. 226: Wir wollen keine Schönredner, nieder mit den Advokaten! Wenn es einmal dazu kommen würde! In England und Amerika haben sie die ganze Regierung monopolisiert. Das englische House of Commons ist der bedeutendste Advokatenclub der Welt. Das ist auch die Ursache — — — warum fast jeder Fortschritt der Welt gegen das Parlament und nicht durch dasselbe erzwungen wurde.

Wenn von Haß in Hartmanns Buch zu reden wäre, so wäre es der Haß gegen die Weltlüge, die allein triumphiert heute, die allein noch die Völker trennt, der Haß gegen die Mächtigen, die Leiter der Völker, die die Presse immer wieder zur Gebärerin der Lüge pressen. Hartmann, obgleich in Amerika aufgewachsen, ist Idealist geblieben. Wer mit derselben Unbefangenheit sein Buch liest, wie er es geschrieben, wird mit ihm zum Resultat kommen: „Das Bejammernswerte, das zum Wahnsinn treibende dieses Krieges ist der Gedanke,

daß, wenn wir all diese unglaublichen Opfer, Energieentfaltung, Mut, Initiative, Organisationsaufgaben, den Verbrauch an Menschen, an Material und an Geldmitteln zu konstruktiven statt zu destruktiven Zwecken benützt, wir das Antlitz der ganzen Welt geändert, alle als Träume, als Utopien bisher verlassenen Weltprojekte verwirklicht hätten, die Erde zu einem blühenden Garten gesunder, zufriedener und glücklicher Menschen gemacht hätten“.

Möchten daran jetzt eine Minute vor zwölf, die Herren denken, denen die Völker zu gehorchen haben, die Diktatoren über Krieg und Frieden!

Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Das zweite Gesicht von Hermann Löns.

Das zweite Gesicht — ein eigenartiger Titel. Der verstorbene Dichter wählte ihn wohl, weil er damit das unabwendbar Schwere eines für ihn unlöslichen Schicksals andeuten wollte, das er dem Erlebenden vorausschauen und erfühlen läßt. Es ist schon geraume Zeit her, seit ich das Buch gelesen habe. Nicht mehr ganz deutlich in seinen Einzelheiten steht es vor mir, um so lebendiger und klarer hat sich mir seine Problemstellung eingeprägt.

Der Mann zwischen zwei Frauen: sie gehen durch das Leben des Malers, von dessen Liebe uns diese Blätter erzählen. Grete ist die Frau von Heinz. Swantje, die Verwandte, die andere, weilt auch in seinem Hause. In dem unendlich feinnervigen, sinnestarken Künstler, der erleben muß, um lebendig zu schaffen, erwacht die Liebe mit heißem Begehren auch zu Swantje. Es steht fordernd zwischen beiden Frauen. Unentbehrlich erscheint ihm jede, sowohl die seine körperlich und geistig, als vor allem Swantje, die ihn rein künstlerisch und in seinem tiefsten Fühlen beseligt. Sie ist eigentlich in seinem Leben die Frau, neben der all die andern, die er mit dem Kraftbewußtsein des Herrenmenschen im Vorübergehen nimmt, ein flüchtiger Genuß der Stunde waren. Auch Swantje liebt ihn, doch widersteht sie seinem Werben mit einer anerzogenen Sittlichkeit, die ein egozentrischer Charakter wie Heinz nicht anerkennen kann. An dem verzehrenden Kampf um sie geht dem sensitive Künstler seelisch und körperlich zu Grunde. Ihre endlich nachgebende Leidenschaft vermag ihn nicht mehr zu retten.

Mit dem herrlichen Gewand seiner vollendeten Dichtersprache umwebt Löns die Schicksale seiner Menschen. Seinen ganzen sprühenden und lebendigen Geist läßt er in ihren nie oberflächlichen Gesprächen und Plaudereien aufleuchten. Dann wieder führt er uns verträumte Dichterwege durch die Herbe, in sich gestillte Schönheit der Heide, deren liebstes Kind er selbst uns war. Schön und geistvoll zugleich ist dieses Buch. Und doch, warum quält es uns so sehr in der Dissonanz seines Ausklanges?

Es ist an sich nicht unbefriedigend, wenn ein Leben sich in Sehnsucht verschwendet hat, ohne die Erfüllung zu finden. Ist nicht das Sehnen vielleicht sogar das Beseligendste!? Also nicht die Tatsache eines unerfüllten Schicksals, sondern ihr Warum quält uns. Und die Lösung kann nur gefunden werden in der Weltanschauung des Erlebenden.

Uralt ist das Problem, das Löns beschäftigt. Es ist sinnlos, moralische Steine zu werfen auf die, die es erfahren. Es sind sicher nur die Tiefen und Ernsten, die sich gerade dieser Anlagen und Fragen bewußt werden und sich mit ihnen auseinandersetzen suchen. (Ich erinnere in diesem Zusammenhang an das wertvolle Buch „Königskinder“ von Emil Felden, das von der gleichen Problemstellung ausgeht). Warum findet Löns die Lösung nicht? Weil sich vom egozentrischen Standpunkt aus eine sittliche Lösung und damit eine Sinnklärung des Lebens nicht finden läßt. Dem Ich als Mittelpunkt der Welt ist alles Sinnwidrigkeit und Wesenshemmung, was sich nicht in den Dienst seiner Befriedigung stellt. Es muß elend zugrunde gehen, wenn eine ihm wesensnotwendig scheinende Erfüllung sich ihm versagt. In dieser Feststellung liegt keine Verneinung der Individualitätsausbildung. Im Gegenteil. Man muß nur die Umdeutung verstehen. Je feiner die Eigenart des Einzelwesens ausgeprägt ist, um so fähiger muß es werden, die Schwingungen des Kraftstromes zu empfinden, der durch uns alle hindurchgeht, uns verbindet mit dem sittlichen Weltwillen, dessen winziger Teil wir sind. Nur in dieser Weltanschauung, die im tiefsten durchdacht, geglaubt und erlebt sein muß, löst sich uns der Sinn alles Geschehens. Nicht passiver Verzicht auf einen geliebten Menschen, den wir noch zur Wesensergänzung zu brauchen glauben, richtet uns zu Grunde bei dieser Erkenntnis, sondern kraftvoll aktives Überwinden vervollkommen die Persönlichkeit dessen, der in allem persönlichen Schicksal sekundäre Ereignisse sieht, die nur dazu dienen, das Werden des Ganzen, dessen Teil wir sind, zur Vollkommenheit zu führen.

Hier stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber. Die meine läßt sich nur bekennen. Darüber streiten kann man nicht.
Erna Rindtorff.

Verlag Kurt Wolf, Leipzig.

Der Sohn. Ein Drama in 5 Akten von Walter Hasenclever.

Hasenclever behandelt das Problem des Zwiespaltes zwischen den beiden Welten von Vater und Sohn, dieses Problem, das immer dann brennend wird, wenn, wie in unseren Tagen, eine neue Zeit sich gestalten will. Nicht nur Goethe hat dies erlebt, mehr oder weniger erleben es viele, zumal bedeutendere Naturen, daß sie sich loslösen müssen von der Welt des Vaters, um ihr Eigenes frei entwickeln zu können. Hasenclever erfaßt diese Notwendigkeit in ihrer Tragik. Er zeichnet den Vater als den Menschen tüchtiger Qualitäten, der aber in den engen Abstraktionen „Pflicht“, „bürgerliche Ehre“ und „väterliche Autorität“ bis ins Herz hinein erstarrt ist. Wie einen Eiswall hat er die um sich getürmt, sich in ihnen hoffnungslos gefangen. Alles dem Götzen zu opfern ist er bereit, und sei es sein eigen Fleisch und Blut! Nicht eine Ahnung dringt mehr zu ihm, wie grenzenlos empörend der Egoismus ist, mit dem er den Sohn in die eisige Form seines eigenen toten Lebens pressen will. Nicht eine Ahnung, daß sein Unterbewußtsein durchtränkt ist mit jenem blutigen Haß, der den seelisch Erstarrten treibt, auch der anderen Innen-Leben vor der zertrümmern. Dieser Haß, der nichts weniger als Mordgier gegen den Freien ist, drückt sich in dem „anständigen“ Bewußtsein des bürgerlichen „Ehremannes“ als „Erziehungsversuch“ aus mit Ohrfeige, Hundepeitsche und Handschellen. Sein Ehrenkodex nennt das Ausübung der „gottgewollten väterlichen Autorität“. Seine einzige menschliche Regung ist Angst, daß die sorgsam sich selbst verhehlten dunklen Beweggründe seines Handelns ans Licht gezerrt werden könnten. Daher das feige Zurückweichen vor der drohenden Entschlossenheit des Jüngeren. Wenn er hier den Mut hätte, sich selbst zu erkennen und umzukehren, wäre er als Mensch gerettet. Aber, da maßlose Eitelkeit, zumal dem Sohne gegenüber, ihn beherrscht, verstockt sein Herz. Und sein Tod ist unversöhnt, ist paroxystische Wut darüber, daß er den Rebellen nicht mehr bändigen kann. Die richtende Verlassenheit dieses Todes in schuldhafter Verirrung drückt Hasenclever in der Schlußbemerkung sehr schön aus: „Der Tote, in der Mitte des Saales, bleibt allein“.

Aus dem Wesen des Dramatischen erklärt sich, wenn ein Dichter den seelischen Zwiespalt eines Menschen dadurch versinnlicht, daß er jede der beiden Wesenseiten durch eine besondere Figur ausdrückt. Man denke an Faust und Mephisto, die trotz ihrer schroffen Gegensätzlichkeit einen einzigen Menschen mit seinem glühenden Lebensdrang und seiner eisigen Verneinung verkörpern. Auch die Stellung von Don Carlos zu Marquis Posa gehört hierher. Ähnlich, wie diese einander ergänzen, so ergänzen sich nach meiner Meinung in Hasenclevers Drama der Sohn und der Freund als versinnlichte Ausdrucksformen für einen, in sich gegensätzlichen Grundtypus. Halten wir uns das vor Augen, daß Sohn und Freund nur verschiedene Richtungen im Seelenleben eines einzigen Menschen in der Körperwelt veranschaulichen. Dann ist der Sohn der Zaudernde, der aus konventionellen, moralischen und gefühlsmäßigen Gründen Angst hat vor der Tat, die er tun soll. Der Freund aber ist Darsteller der straffgespannten Tatkraft und des Wahrheitsdranges in diesem Menschen. So sind alle Vorgänge zwischen Sohn und Freund lediglich sinnfällig dargestellte Seelenkämpfe eines und desselben. Darum ist es auch durchaus keine Schwäche des Dramas, daß der Sohn den entscheidenden Schritt zur Lossagung vom Vater unter dem hypnotischen Zwang des Freundes tut. Er, der Fühlende, Ängstliche, ist nur hypnotisiert von seiner eigenen Tatkraft, nicht von einem Außen-Stehenden. Wenn der Sohn in einer Szene dem Freund den geladenen Revolver vorhält, so ist damit ausschließlich gesagt, daß das vor der Tat zurückschreckende Gefühl die vorwärts drängende Energie vernichten will, um nicht handeln zu müssen. Der Freund, als Träger der Tatkraft zwingt endlich den andern, Fühlenden in seine Bahn: der Sohn unterwirft all seine Bedenken. Denn er erkennt, daß die Tat notwendig ist, will er nicht zum Lügner an sich und der gesamten Menschheit werden. Er nimmt also den Willen des Freundes restlos in sich auf, und damit wird er der Mensch, der anfänglich hinter den beiden Gestalten von Freund und Sohn — in sie getrennt wirkte. Die Sonderfigur des Freundes hat demnach künstlerisch keinen Sinn mehr und muß ausscheiden, ob durch Selbstmord oder sonstwie ist künstlerisch unwesentlich.

Wie zuvor gegen den Freund, hebt der Sohn später gegen den Vater den Revolver. Auch diese Tat und ebenso der Tod des Vaters sind symbolische Verkleidungen für rein seelisches Geschehen. Hasenclever birgt in die erste der beiden Ausdrucksformen die mutige Seelentat des jüngeren Menschen, sich loszureißen von dem älteren, der ihn an seinen Götzen versklaven wollte. In der zweiten, in dem Sterben des Vaters wird ausgesagt, daß der Götze des Vaters vor dem Sohne ins Nichts versinkt, stirbt.

Wer das Drama nicht versteht, mag sich über seine Amoralität entrüsten! Er wird damit nicht verhindern, daß die Verstehenden in ihm die große Kunst und ein neues Stück Wahrheit begreifen.
Adolf Halm.

Ernst Schnackenberg.

Das Buch vom Jammerlappen.

Vor mir liegt ein Buch aus dem Jahre 1915: „J'accuse!“ Von einem Deutschen. Das Buch trägt das stolze deutsche Wort als Motto:

Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

Es gab einst eine Zeit, da lebte in Deutschland ein schlichter Mönch, Dr. Martin Luther, der auch kannte dieses Wort. Und auch das:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
und wollt' uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr:
es soll uns doch gelingen!

Und Martin Luther ließ sich nicht halten, anzuklagen und — seine Anklagen mit seinem Namen und seiner Person zu decken. Denn wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist ein so erbärmlicher Wicht, als der, der sie sagt, aber nicht sie zu vertreten wagt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!

Gewiß gibt es auch heute noch Deutsche, die nicht, wie der Anonymus des „J'accuse“ die Wahrheit oder das, was sie für Wahrheit erkennt, ohne Furcht vor feindlichen Gewalten bekennen, die ihre Wahrheit predigen und hohen Herzens ins

Zuchthaus einziehen, wenn die Gewalt stärker ist als das Recht oder als ihr vermeintliches Recht. Und wenn ich auch hundertmal der Überzeugung bin: es mußte sein, denn die Utopieen der Wahrheitsucher, gepredigt in einer Zeit elektrischer Hochspannung aller Herzen, kann unendliches Elend zeitigen, dennoch habe ich volle Achtung vor diesen Predigern, diesen Märtyrern. Hut ab vor ihnen! Auch wenn man nicht zu ihrer Lehre schwört. Hut ab vor jedermann, der mit offenem Visier kämpft!

Der Krieg hat eine weitere Kategorie von Helden, Helden von der traurigsten Gestalt, gezeitigt. Ihr ganzes Schaffen, nein, Wühlen, fällt unter das Wort: Hütet euch vor denen, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!

Sie kommen und stellen sich der Welt vor, z. B.: „Edward Stilgebauer, deutscher Dichter, wie bekannt!“ Ah, also ein Dichtwerk, endlich mal ein Buch, das keine Propaganda sein wird. Und Herr Edward Stilgebauer schreibt ein Buch voller Liebesbriefe: Briefe eines Einarmigen. Der arme Stilgebauer, muß ein so schönes Buch mit einem Arm schreiben! Doch nein, Stilgebauer heißt in Wirklichkeit gar nicht Stilgebauer, sondern Anonymus. Es ist ein 19jähriger Naseweis, der an den Ufern des Vierwaldstättersees eine Reihe von Briefen an seine siebenzehnjährige Geliebte in Belgien schreibt, z. B. Auf der Matt, „wo das junge Weib, den Säugling an der Brust, meiner harrt. Seine durstenden Lippen spüren den warmen und sprudelnden Quell aus der Brust seiner Mutter, der ihm Leben gibt, wie sie ihm einst von ihrem Leben gab gleich dem Vater . . .“

Pikant. So etwas liest man doch gern.

Und dann die alberne Geschichte mit dem Zahnbürstengepäck — Engländer, dem Gentleman, dessen einziges Reisegepäck eine Zahnbürste ist. Wie unglaublich in einer Zeit, in der jeder Deutsche mit mindestens einem halben Dutzend Koffern reisen muß. Wie rührsam, die „treuherzig“ blickenden „blauen“ Augen des englischen Freundes! Gerade so sahen wir vor zwanzig Jahren schon den Engländer auftreten in Emil Nauckes Varieté auf St. Pauli oder jeder andern Vorstadt-Tingeltangelbühne. Stilgebauer weiß, was den Leser kitzelt und rührt. Und wendet sein Wissen an. Aber die Technik ist ja nur Mittel zum Zweck, den Leser einzuwickeln in die Jammerlappenmoral des Einarmigen.

Zurück zur Natur! predigt er. Ja, lehrt nicht die Natur den ewigen Kampf? Kampf und Vernichtung, wohin man blickt. Und die vieltausendjährigen Bergriesen selbst, die den Einarmigen seinen Gott finden lassen, schleudern sie nicht in Felsen, Berggrutschen und Lawinenstürzen grausamen Tod ins Tal? Lauerst nicht in ihren Klüften, in ihren schäumenden Gießbächen der Tod auf Beute? Torenen nur lassen sich einwickeln von dem Wortschwall dieses „Einarmigen“, diesem „Schwadronneur“ unter den Dichtern.

Wenn er aus alle dem Gesagten bisher nur noch das Schaf sprechen ließe, so gelingt es ihm doch nicht, seine Wolfsnatur völlig zu verstecken, so schlau, so fuchslistig und technisch mustergültig er es auch versucht.

Dieser Einarmige heißt doch Edward Stilgebauer, denn es gibt nicht einen einzigen deutschen Mann, der im Kriege einen Arm verloren, der solch ein Jammerlappen geworden wäre, wie der zweiarmige Einarmige, mutig in die Schweiz geflohene Edward Stilgebauer.

Beweis:

Überall in deutschen Landen und hier in der Schweiz, überall, wo deutsche Amputierte leben, arbeiten diese Männer mit männlichem Mut daran, soweit es in ihren Kräften steht, wieder arbeitsfähig zu werden. Wohl haben sie bitterschwere Seelenkämpfe bestehen müssen, wohl haben sie sich durchringen müssen durch das Fragenewirrwarr des Warum, wofür, was wird werden? Aber sie sind Männer! Und haben sich durchgerungen und arbeiten an sich, für sich, für andere, für das Allgemeinwohl.

Herr Stilgebauer, lüge ich, wenn ich behaupte, Ihr einarmiger Jammerlappen führt etliche hundert Male in seinem Brief den „verlorenen linken“ Arm oder so ähnlich an? Sage ich die Unwahrheit, wenn ich behaupte, kein deutscher Amputierter, kein deutscher Mann überhaupt — mit wenigen Ausnahmen, verstehen Sie mich — sei eine solch jämmerliche Kreatur? Wenn ich behaupte, Ihr Einarmiger ist eine Erfindung Ihrer höchstmutigen Persönlichkeit, die Mär vom abgeschossenen linken Arm sei die flunkernde Legitimationskarte des letzten Restes von vaterländischem Ehrgefühl?

Oder liegt die Sache noch beschämender für Sie? Wollen Sie den deutschen Soldaten, der für sein Vaterland geblutet, absichtlich zu einem ekelhaft weibischen Wesen stempeln? Das wäre Ihnen zuzutrauen. Aber ich glaube es nicht. Trotzdem ich weder Ihre Religion noch ihren Lebenslauf kenne, wage ich zu behaupten: Sie sind nie Soldat gewesen, und Ihr Einarmiger also schon gar nicht. Sonst würde Ihre ganze Weisheit nicht immer wieder den großen Schatz vom brennenden Löwen und den morastigen Schützengraben vor Ypern auskrämen.

Gerade heute erhalte ich von meinem Sohne einen Brief; worin geschrieben steht, daß er lieber wieder an die Front ginge, als mit einer Wunde zuhause zu hocken.

Lieber wieder an die Front, Herr Stilgebauer, nach zweimaliger Verwundung zum drittenmal an die Front. Und mein Junge ist auch ein Neunzehnjähriger. Aber eben kein Jammerlappen, sondern ein kerngesundes, deutsches, germanisches Gemüt und Geblüt.

Letzten Endes hieße es Ihnen zuviel Ehre antun, sich im einzelnen mit einem Machwerk, mit einer schlaue erkünstelten, spekulativen Kalkulation zu befassen. Aber Sie sind, oder vielmehr, Sie waren gefährlich, Herr Stilgebauer. Sie fordern den deutschen Soldaten auf zu desertieren. Man höre: ein Deutscher — oder sind Sie nicht Deutscher?, fordert seine Landsleute auf: Werft die Waffen fort, macht's wie ich, rettet euch in die freie Schweiz, dann habt ihr euer Leben gerettet; das Leben aber ist der Güter Höchstes, so sage ich, ich, ich, der große Egoist mit einem abgeschossenen Arme. Vaterlandsliebe? Ach nein! „Größe, Größe, Größe, wie lache ich deiner!“ Genesen, genesen — — und geborgen — — geborgen — — wenn auch nur mit einem Arme!“ Oder: „Eine Glückseligkeit, von der nur der eine Ahnung haben kann, der dem Höllenschlund selber entlief, wie ich — —“

Ist das nicht eine niedlich verkleidete Aufforderung, es nachzutun, um auch so beglückt zu lächeln nach schwerem Traum von brennendem Löwen und vom Moraste vor Ypern, um danach auch plötzlich aus so schwerem Traum emporfahren zu können und wie Stilgebauer, zu „jubeln wie ein Verrückter“: „Es ist ja alles nicht wahr, es ist ja alles begraben und vergessen, ich bin ja hier!“ Das heißt geflohen nach der Schweiz! Und dieses Glück hat er sich „Wiedererobert, oder doch nein, geschenkt, geschenkt!“ Das heißt, der Einarmige konnte, durfte ja reisen. Aber es gibt doch noch so viele zweiarmige Kämpfer, denen man Stigebauers Glück nicht schenkt, die es sich also erobern können durch mutige Flucht aus dem Moraste vor — mich ekelt, verzeihen Sie, Herr Stilgebauer, ich tat Ihnen zu große Ehre an, ich will's gewiß nicht wiedertun. Auch gestehe ich, es war mir unmöglich, das Buch zu Ende zu lesen, ich habe den Schluß durchblättert und gefunden, daß einem Menschen, der das herrliche Bibelwort: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! in Ihrer Art ausdeutet, nicht zu helfen ist. Aber kommen Sie später einmal nach Deutschland, ich traue Ihnen diese Heldenhaftigkeit nicht zu, dann besuchen Sie mich doch bitte. Ich werde Ihnen dann noch ein besonders deutsches Privatissimum lesen über Ihr Werk. Sollte ich jedoch nicht für Sie zu sprechen sein, wird mein Neunzehnjähriger sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, meine Stelle zu vertreten. Glauben Sie, Ihnen wird Ihr Recht werden nach dem Worte: Jedem das Seine.



IN DER HERBSTDÄMMERUNG AUF DEM GURTEN / Frieda Stäuble, Bern.

Von deiner Höhe glüht das Licht,
Das Tags auf deinen Matten ruht;
Doch über deinen Tannen brennt
Der Himmel noch in Pupurglut. —

Und wie von Rosenlast gebeugt,
Auf grünem Plan, ein Obstbaumkranz
Beut seine Kronen demutsvoll
Dem ausgegoss'nen Himmelslanz. . . .

Es naht die Dämmerung sacht und lind —
Da eil' ich hin zur weiten Schau:
Die stolze Stadt, des Jura Zug
Gehüllt in düftezartes Blau. —

Verträumt im Blau die Dörfer ruh'n,
Geschmiegt ins weiche Hügelland;
Dazwischen blinkt ein Silberstreif —
Der Aare viel gewunden Band. . . .

Am Fuß des Berges braust die Stadt —
Sie liebt sein lichtvoll Höhenbild;
Auf ihren heißen Tageskampf
Blickt es so sanftgetönt und mild:

Und lockt mit Glanz und Friedensnähe' —
Bis es den Städter bergwärts zieht,
Und er aus Alltagslärm — und Plag
Zur liebvertrauten Höhe flieht.

NAMENTLICHE LISTE der am 3. 11. 18. aus Frankreich in der Schweiz eingetroffenen Internierten.

Offiziere:

1. von Diezelsky, Oskar, Major, I.-R. 389/Batl.-Stab, Pr., Züllichau, 11. 7. 75., aktiv, Lyon.
2. de Greiff, Eugen, Hauptmann d. L., I.-R. 172/III, Pr., Haus Sollbrüggen, 30. 7. 69., Reg.-Rat, Annecy.
3. Roeder, Bernhard, Major, bayr. R.-I.-R. 14/II, Bayern, Würzburg, 4. 4. 70., aktiv, Hospitalschiff „Lafayette“.
4. Wolff, Hermann, Oberleutn., Staffelführer der Bombenstaffel des Bombengeschwaders I. O. St. L., Pr., Erfurt, 21. 5. 91., aktiv, Lyon.
5. Zimmer, Hermann, Leutnant d. R., I.-R. 389/1. M.-G.-K., Pr., Görlitz, 19. 8. 92., cand. phil.

Unteroffiziere:

6. Hock, August, Unteroffizier, I.-I.-R. 7/3. M.-G.-K., Bay., Wintersbach, 17. 6. 95., Heizer, Lyon.
7. Lacotta, Kurt, Vizefeldwebel, Füs.-R. 39/8, Pr., Baruth (Mark), 6. 9. 96., Student, Lyon.
8. Scheld, Richard, Sergt., Scharf-Schütz.-Abt. 69/M.-G.-K., Pr., Hörbach, 18. 3. 88., Arbeiter, Lyon.
9. Schwab, Michael, Unteroffizier, Ers.-I.-R. 29/8, Baden, Ketsch, 16. 3. 95., Ziegeleiarbeiter, Lyon.
10. Stüber, Friedrich, Unteroffizier, bayr. I.-R. 30/9, Bayern, Waldtann, 12. 7. 87., Schreiner, Lyon.
11. Wetzstein, Paul, Unteroffizier, R.-I.-R. 243/9, Sachsen, Oelsnitz i. Vogtl., 7. 11. 89., Fabrikbesitzer, Lyon.

Mannschaften:

12. Breitholz, Max, Soldat, Gren.-R. Kronprinz/12, Pr., Berlin, 17. 4. 96., Arbeiter, Lyon.
13. Brunetzki, August, Soldat, I.-R. 364/6, Pr., Grabanshütte, 30. 8. 83., Schlosser, Lyon.
14. Faske, Bernard, Soldat, I.-R. 159/6, Oldenbg., Farwich, 19. 11. 92., Zimmermann, Lyon.
15. Furchland, Konrad, Soldat, R.-I.-R. 111/7, Pr., Waren, 25. 2. 87., Bergmann, Lyon.
16. Grether, Karl, Soldat, I.-R. 206/5, Baden, Basel, 25. 7. 92., Schlosser, Lyon.
17. Hoffmann, Otto, Soldat, Gr.-R. 7/2, Preußen, Salisch, 11. 10. 98., Fleischer, Lyon.
18. Junghanns, Bruno, Soldat, R.-I.-R. 73/5, Sa.-Altbg., Schmölln, 10. 12. 85., Kesselheizer, Lyon.
19. Karl, Emil, Soldat, bayr. I.-R. 27/2. M.-G.-K., Bayern, Unterdünbach, 8. 1. 98., Zimmermann, Lyon.
20. Kern, Friedrich Wilhelm, Soldat, I.-R. 114/4, Baden, Freiburg, 10. 4. 95., Buchbinder, Lyon.
21. Kronenberg, Wilhelm, Soldat, I.-R. 41/M.-G.-K., Pr., Westerbauer, 20. 9. 93., Former, Lyon.
22. Mandel, Adolf, Soldat, I.-R. 42/5, Pr., Philippshagen, 20. 4. 95., Arbeiter, Lyon.
23. Meckelburg, Karl, Soldat, I.-R. 39/6, Pr., Geresheim, 7. 12. 96., Glasbläser, Lyon.
24. Meyer, Theodor, Soldat, Garde-Gr.-R. 2/9, Pr., Homberg, 29. 4. 94., Bergmann, Lyon.
25. Mohr, Paul, Soldat, R.-I.-R. 253/12, Pr., Hagen, 9. 5. 97., Laborant, Lyon.
26. Siedersberger, Albert, Gefreiter, bayr. R.-I.-R. 23/8, Bayern, Haselöd, 14. 11. 92., landw. Arbeiter, Lyon.
27. Störzner, Oskar, Soldat, R.-I.-R. 66/3. M.-G.-K., Sa.-Altbg., Schlöben, 24. 12. 95., Bahnarbeiter, Lyon.
28. Thomas, Fritz, Soldat, I.-R. 52/1, Pr., Teplitz (Böhmen), 5. 11. 91., Buchhändler, Lyon.
29. Wulff, Albert, Soldat, I.-R. 34/6, Pr., Promoisel (Rügen), 3. 5. 89., Friseur, Lyon.

LEHRERFORTBILDUNGSANSTALT BASEL.

Nach Erledigung der schriftlichen Prüfungsarbeiten fand vom 22. bis 24. Oktober vor dem durch die Lehrkräfte der Anstalt gebildeten Prüfungsausschuß unter dem Vorsitz des Reichskommissars, Geh. Oberregierungsrats Dr. Armbruster und in Anwesenheit eines Vertreters der Abt. G. der Deutschen Gesandtschaft die mündliche Prüfung des dritten Lehrgangs statt. Sämtliche neun Hilfslehrer bestanden die zweite, sämtliche vier Seminaristen die erste Lehrprüfung, in überwiegender Mehrzahl mit sehr gutem und gutem Erfolge. Es sind dies die Leutnants Justiens und Reckhorn, die Vizefeldwebel Baumbach und Klose, Unteroffizier Würstlin, die Gefreiten Baxmeyer, Goffin, Glöckel, Täufer, Berger, die Soldaten Krause, Mimietz, Holtz.

Von einer besonderen Abschiedsfeier mußte der Grippe wegen abgesehen werden.

Im Anschluß an die Prüfung fand am 25. und 26. Oktober eine Besichtigung des vierten und fünften Lehrganges durch den Geheimen Oberregierungsrat Dr. Armbruster statt. Das Ergebnis von Prüfung und Besichtigung war voll befriedigend.

Schriftleitung der Deutschen Int.-Ztg.: Leutnant Chemnitz in Verbindung mit Prof. Woltereck, Bern, Effingerstr. 6a.

UHREN  UHREN

GEORG GOESER IN ZÜRICH

UHRMACHER · BAHNHOFSTR. 78

VERTRETER DER CHRONOMETERFABRIK VACHERON & CONSTANTIN IN GENÈVE
REPARATURWERKSTÄTTE FÜR EINFACHE UND KOMPLIZIERTE UHREN

1011

Schuhhaus
Spieler

Luzern

Pfistergasse 19-21
Gegründet i. J. 1876

Bedeutendstes
Spezial-Geschäft für erstklassige Schuhwaren



840

Garbany *Wäsche-*
Fabrik
Zürich

Bahnhofstraße 69

Spezialgeschäft für feine Herren-
wäsche und Herrenmode-Artikel

Internierten 5 Prozent Rabatt. Auswahlsendungen
auf Wunsch bei Referenzaufgabe bereitwilligst!



ELEKTRIZITÄT

LICHT & KRAFTANLAGEN

MOTOREN. LAMPEN

HEIZAPPARATE

INSTALLATIONS-

MATERIAL

ALLGEM. ELEKTRICITÄTS-

GESELLSCHAFT · BASEL · A · G

BUREAU IN

ZÜRICH

GLÄRNISCHSTR. 29

TEL · SELNAU 330

874

Eugen Keller & Co., Bern

Monbijoustr. 10

SPEZIALHAUS

Telephon 3842

für moderne Büro-Einrichtungen und Schreibmaschinen aller Systeme

Großes Lager in sämtlichen Büro-Artikeln und Schreibmaschinen-
Zubehören — Spezialwerkstätte für Schreibmaschinen-Reparaturen
Abteilung für Abschriften, Vervielfältigungen und Übersetzungen: Spitalgasse 36

25

LYRA- ZIGARETTEN

Nur Qualität

1010

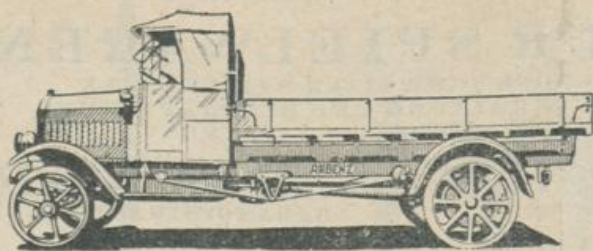


Elegante **Herren-Konfektion**
Auswahlendungen nach auswärts

Herren - Maßschneiderei
ersten Ranges

Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf
meine aufgedruckten Preise

A. Steidle  **Bern,** Christoffel-
gasse Nr. 7



ARBENZ

Motorfahrzeuge
von 2—5 Tonnen Tragkraft

Motorwagenfabrik ARBENZ A.-G., Albisrieden-Zürich



MERCEDES- PERSONEN-KRAFTWAGEN

DAIMLER-
MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

568

Filiale für die Schweiz: Zürich, Börsenstr. 14
Telegramm-Adresse: MERCEDESAUTO • Telephon SELNAU 6510

Bereit gestellt für die Firma

*Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inh. Hugo Zieß
Dresden*

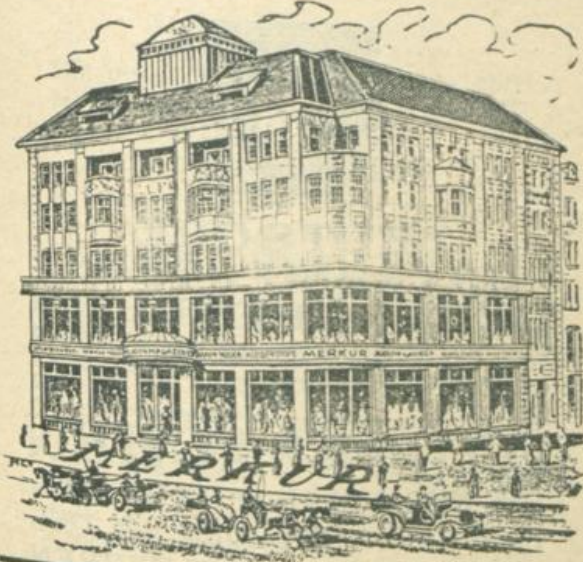
Spezial-
marken: Salem Aleikum, Salem Gold-Zigaretten.

1001

HOSCH & CO. BASEL

SPEDITION · VERZOLLUNGEN · CAMIONNAGE

■ SAMMELVERKEHRE NACH UND VON DEUTSCHLAND, HOLLAND, BELGIEN UND SKANDINAVIEN SOWIE SPEDITIONEN NACH SERBIEN, BULGARIEN, RUSSISCH-POLEN UND NACH DER TÜRKEI · TELEPHON 501 · FILIALE IN LÖRRACH (BADEN)



Confectionshaus Merkur
Basel, Eisengasse 14

Größtes Spezialhaus f. elegante
Herren- und Damenbekleidung

Für die deutschen Internierten größeren Extra-Kabatt

Bier- u. Konzerthalle St. Clara Basel

Clarastraße 2 inhaber: H. THÖNY-WÄLCHLI Clarastraße 2

BASELS SCHÖNSTER RESTAURATIONS-GARTEN

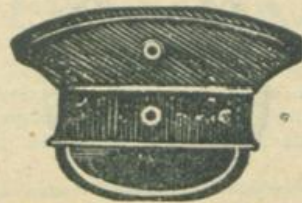
Täglich brillante KONZERTE und Variété-Vorstellungen unter Leitung von C. BLONDEL. Zweimal pro Monat Programm- und Künstler-Personenwechsel. Reichhaltige Tageskarte. — Mittag- und Nachessen — Prima Getränke

S. KNOPF · LUZERN

NACHF.: B. SCHWARZ
WEGGISGASSE Nr. 40 / LIFT / TELEPHON Nr. 197

MODERNSTES **WARENHAUS** AM PLATZ!

BESTE BEZUGSQUELLE 901
IN SÄMTLICHEN BEDARFS-ARTIKELN!
INTERNIERTE ERHALTEN VORZUGSPREISE



Militärmützen

in jeder Form und Ausführung liefert prompt

ALB. KRÄMER, Spalenberg 36, BASEL

Bei Bestellung ist die Farbe der Kokarde anzugeben!
1015

G. OLBERT, BASEL

STREITGASSE 3

ERSTKLASSIGE

MASS-SCHNEIDEREI
REICHHALTIGES STOFFLAGER

763

Lager-Zeitungen

aus französischen und englischen Kriegsgefangenen- und Internierten-Lagern kauft zu sammlerischen Zwecken
Ingenieur Mönkemöller, Bonn a. Rh

UNION-HOTEL · LUZERN

IN DER NÄHE DES QUAIS
UND DER HOFKIRCHE

BÜRGERLICHES HAUS

GROSSES RESTAURANT
GROSSE KONZERTSÄLE

VORZÜGLICHE KÜCHE UND KELLER
DIE DIREKTION

785

PHOTO-APPARATE

ICA, GOERZ, ERNEMANN
AGFA-FILMS, PLATTEN ETC.
ENTWICKELN, KOPIEREN

ECKER

KAPPELLPLATZ
889 LUZERN

OPTISCHE WERKSTÄTTE

BRILLEN, ZWICKER, MONOKEL
FELDSTECHER · OPERNGLÄSER
BAROMETER, THERMOMETER



HERRENHÜTE

KIRSTEN-BIERI · LUZERN

PILATUSSTRASSE 15 787

Damen-Bekleidung

*Neueste Schöpfungen
jeder Jahreszeit*

Confection Einhorn

*Inhaber: L. Goldschmidt
Luzern, Weggisgasse 32*

838



DEUTSCHE
INTERNIERTEN-
DRUCKEREI BERN
OPTINGENSTR. 52 TELEPHON 5419

DRUCKSACHEN

DIE NUR DIE INTERNIERUNG
BETREFFEN, WERDEN BEI UNS
HERGESTELLT — DIE HERREN
PLATZKOMMANDANTEN, ORTS-
UND ANSTALTSCHIEFS SIND
GEBETEN, BEI BEDARF
SICH AN UNS ZU
WENDEN!

727



WBR

LUZERN

BESUCHT

oder sich in Luzern aufhält, ist und logiert am
besten im alkoholfreien Restaurant und Hotel

„WALHALLA“

Theaterstraße, 2 Minuten vom Bahnhof

Schöne Hotelzimmer, gute Küche. Milch, Kaffee, Thee, Schokolade.
Spezialität: Kuchen und Gebäck. Höflichst empfehlend E. Fröhlich.

Die verehrlichen Leser dieses Blattes
werden gebeten, bei ihren Einkäufen
und dergl. unsere Inserenten
zu berücksichtigen!

GRAETZ-FRANK IN LUZERN

Internierte erhalten
zehn Prozent Rabatt

SCHWANENPLATZ
HOTEL SCHWANEN UND RIGI

Internierte erhalten
zehn Prozent Rabatt

SPEZIALHAUS

FÜR DAMEN- UND TÖCHTER-HÜTE

GRÖSSTE AUSWAHL IM EINFACHEN BIS ELEGANTESTEN GENRE

ST. GALLEN HOTEL HECHT

HOTEL 1. RANGES IM
ZENTRUM DER STADT
UMGEBAUT UND VOLLSTÄNDIG NEU
MÖBLIERT / MODERNER KOMFORT
STELLDICHEIN DER
HERREN OFFIZIERE

**PRIMA KÜCHE
UND KELLER
RESTAURATION**

FF. OFFENES RHEINFELDER FELD-
SCHLÖSSCHEN-BIER / CAFÉ / BILLARD

HÖFLICHT EMPFIEHLT SICH
DER INHABER UND LEITER

A. JOST-BALZER

GEWESENER DIREKTOR DES „CRESTA PALACE HOTEL“
IN CELERINA BEI ST. MORITZ

BASEL!

ALTE BAYRISCHE BIERHALLE ZUM FRANZISKANER

Im Zentrum der Stadt. Treffpunkt der Fremden u.
Einheimischen. Vorzügliche Küche. Mittagstisch.
Reichhalt. Speisekarte. Spezialitäten. Bier v. Faß.
Es empfiehlt sich **CARL MAYER**, Restaurateur.

961



Neues Hotel
Hirschen
St. Gallen

Modernstes Haus
a. Platz / Besitzer

Karl Butz.

698



Die Entwicklung meines Unternehmens erforderte eine erhebliche Ver-
größerung meiner Räumlichkeiten. Ich bin nunmehr in der
Lage, nicht nur Qualitätsware zu billigen Preisen zu liefern,
sondern auch die Wahl derselben infolge schöner
angelegten Räumen angenehmer zu ge-
stalten. Ich bitte freundlich um
Ihren gütigen Zuspruch.

Hochachtend

Harry Goldschmidt, St. Gallen

Moderne Damenbekleidung . Ecke Speisergasse und Brühlgasse

1022



VERKAUFS-FILIALEN
IN ALLEN GRÖSSEREN
SCHWEIZER STÄDTEN



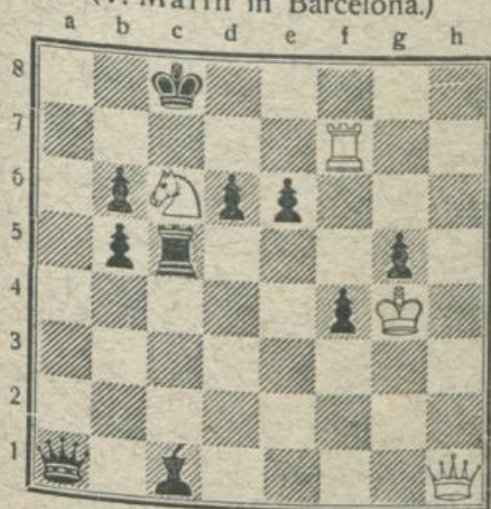
Zur gefl. Beachtung!

Infolge technischer und redaktioneller Schwierigkeiten sehen wir uns hiermit veranlaßt, die Deutsche Internierten-Zeitung monatlich nur 2 mal erscheinen zu lassen, aber derart, daß die Stärke jeder Ausgabe einer Doppelnummer entspricht. Daher bleibt der Bezugspreis für 1/4 Jahr Fr. 4.50 weiter bestehen.

Geschäftsstelle der Deutschen Internierten-Zeitung.

SCHACHECKE

Aufgabe Nr. 45.
(V. Marin in Barcelona.)



Weiß

Weiß: Kg4, Dh1, Tf7, Sc6 = 4 Steine.

Schwarz: Kc8, Da1, Tc5, Lc1, Bauern b5, b6, d6, e6, f4, g5 = 10 Steine.

Matt in zwei Zügen.

Die nicht schwierige Aufgabe enthält mehrere Scheinlösungen.

Großmeistervierkampf in Berlin.

Wie zu erwarten war, siegte in dem letzten Berliner Wettkampf der Weltschachmeister Dr. Em. Lasker. Nachstehende Tabelle zeigt den Verlauf des Turniers.

	L	R	S	T	Insgesamt
Lasker	—	1/2 1/2	1/2 1	1 1	4 1/2 Punkte
Rubinstein	1/2 1/2	—	1 1/2	1/2 1	4 "
Schlechter	1/2 0	0 1/2	—	1/2 1/2	2 "
Tarrasch	0 0	1/2 0	1/2 1/2	—	1 1/2 "

Sehr zu beachten ist das gute Abschneiden Rubinsteins, der mit nur 1/2 Punkt weniger hinter Lasker den 2. Platz belegte.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 42 (M. Dischler, z. Z. in Bern int.)
Weiß: Ke3, Db2, Ta5, Lb1, Lf4, Se4, Sf5 = 7 Steine.

Schwarz: Kg4, Tf8, Lh3, Sc5, Sc6, Bauern e6, f3, g6 = 8 Steine.

Matt in zwei Zügen.

Lösung: a. 1) Db2-h8! Tf8xh8

2) Se4-f6 matt.

b. 1) beliebig anders.

2) Se4-f2 oder Dh8-h4 matt.

Die erste Fassung der Aufgabe (Heft 96) ließ die Nebenlösung 1) Se4-f6+Tf8xf6. 2) Db2-e2 matt zu. Der Verfasser fügte daher auf f3 noch einen schwarzen Bauer hinzu.

Richtig gelöst von: Fr. Leng, Davos; Ltn. Holzapfel, Engelberg; Hauptm. Winzer, Gersau; M. Harz, Oberwaid; Ltn. Hesse, Hergiswil; Untffz. Bruns, Flüelen; Ltn. Wistuba, Engelberg; F. Bickel, Stuttgart; C. Müller, E. Scheibner, Bern.

Endspielstudie Nr. 7 (M. Karstedt, Heft 97/98).

Weiß: Kg6, Lb6, Bauer h2 = 3 Steine.

Schwarz: Ke4, Bauern d6, g2, g5 = 4 Steine.

Weiß am Zuge macht remis.

Lösung: 1) Kg6-h5! d6-d5

2) Kh5-g4 d5-d4

3) Lb6xd4 Ke4xd4

4) Kg4-h3 g2-g1.

Verwandelt der Bauer in D oder T, so ergibt sich ein Patt; auch mit L oder S könnte das Matt nicht erzwungen werden.

Richtig gelöst von: Ltn. Holzapfel, Engelberg; Untffz. R. Bruns, Flüelen; Ltn. Wistuba, Engelberg; F. Bickel, Stuttgart; Untffz. Tilger, Davos-Platz.

Mit dieser Endspielstudie brachten wir die 8. Aufgabe unseres neuen Preislösens, in dem 8 eingesandte richtige Lösungen zu einem Preis berechtigen. Die Herren

F. Bickel, Stuttgart

R. Bruns, Flüelen

sandten bisher 8 Lösungen ein und erwarben damit den Anspruch auf ein Schachbuch mit den Unterschriften von Schachmeistern.

Alle Zuschriften, Lösungen usw. wolle man frankiert an Hn. Plumhof, Davos-Platz, Villa Sophia, richten.



Herren & Knaben Kleidung
BURGER-KEHL & Co

Basel * Bern * Genf * Lausanne * Luzern
Neuenburg * St. Gallen * Winterthur * Zürich
Verlangen Sie unseren Frühjahrs katalog